

Die Gartenlaube



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2 1/2 Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Die Frau mit den Karfunkelsteinen.

Roman von C. Marlitt.

(Schluß.)

23.

Nachdruck verboten.

Die Frau Amtsräthin hatte am andern Tage noch nicht ausgetroßt. Sie war für Niemand sichtbar; nur das Stubenmädchen durfte bei ihr aus- und eingehen, und als der Landrath Mittags vom Amt zurückkam und um Zutritt bitten ließ, da wurde ihm der Bescheid, daß die Nerven der alten Dame noch allzu sehr erschüttert seien, sie bedürfe für einige Tage der ungestörtesten Ruhe. Er suchte die Achseln und machte keinen weiteren Versuch, in das selbstgewählte Exil seiner Mutter einzudringen.

Nachmittags kam er herunter in die Beletage. Er hatte sein Pferd satteln lassen und war im Bogisfe auszureiten. Margarete war allein in dem für den Großpapa bestimmten Wohnzimmer und legte eben die letzte Hand an die behagliche Einrichtung. Am Spätnachmittage sollte sie im Glaswagen nach Dambach fahren, um am nächsten Morgen mit dem Patienten in die Stadt zurückzukehren.

Sie hatte Herbert heute schon gesprochen. Er war in aller Fröhe im Packhause gewesen und hatte ihr Morgengruße von dem kleinen Bruder und seinen Großeltern und die Verabingung gebracht, daß

die gestrige heftige Nervenerschütterung der Kranken nicht im Geringsten geschadet habe; sie gehe im Gegentheil ihrer völligen Wiederherstellung mit raschen Schritten entgegen, wie er von dem Arzte erfahren habe.

Nun kam er hier herein, um auch noch einmal Rundschau zu halten. Margarete placirte eben ein schönes, altes, den Lamprechts gehöriges Schachbrett in der Zimmerecke unter dem Pfeisenbrette. Er über sah von der Thür aus den süßest gemüthlichen Raum.

„Ah, wie das anheimelt!“ rief er, näherkommend. „Da wird unter Patient seine einsame Pavillonstube nicht vermiffen! Ich freue mich, daß wir ihn endlich hier haben werden! Wir wollen ihn zusammen pflegen und für sein Behagen und Wohlbefinden treulich sorgen — ist Dir's recht, Margarete? Es soll ein schönes, inniges Zusammenleben werden!“

Sie hatte sich wegwendet und zog und ordnete an den verschobenen Halten der nächsten Portiere. „Ich weiß mir nichts Lieberes, als mit dem Großpapa zusammen zu sein,“ antwortete sie, ohne sich umzusehen. „Aber mein kleiner Bruder hat jetzt auch Ansprüche



Gehörte Gassfreundschaft. Nach dem Gemälde von H. Fröschl.

an mich, und ob der Großpapa sich an das Kind so schnell gewöhnen wird, um es neben mir in seiner Nähe zu dulden, das steht doch sehr in Frage. Ich muß dann meine Zeit zwischen ihnen theilen."

"Ganz recht," gab er zu. „Und die Sache hat auch noch eine Seite, die beleuchtet sein will. Nichts ist natürlicher, als daß sich die Jugend zur Jugend gesellt; wir zwei alten Leute — mein guter Papa und ich — können mithin nicht von Dir verlangen, daß Du Dich für uns allein aufopferst. Aber — lasse mit Dir handeln — dann und wann ein Abendplauderstündchen, willst Du?"

Sie wandte sich mit einem schattenhaften Lächeln nach ihm um, und er griff nach seinem Hute, den er auf den Tisch gelegt hatte — sein nicht zugeknöpfter Ueberzieher ließ einen tadellos eleganten Gesellschaftsanzug sehen.

Er bemerkte ihren befremdeten Blick. „Ja, es liegt heute noch Vieles vor mir," jagte er erklärend. „Zunächst habe ich die Aufgabe, meinem Vater Mittheilung von dem Umschwunge der Verhältnisse in Eurer Familie zu machen, und dann" — er zögerte einen Moment, dann fügte er um so rascher hinzu: „Du bist die Erste, die es erfährt, selbst meine Mutter weiß es noch nicht — dann gehe ich nach dem Prinzenhofe zur Verlobung."

Sie wurde schneeweiß über das ganze Gesicht, und ihre Rechte hob sich unwillkürlich nach dem Herzen. „Dann darfst Du Dir ja wohl jetzt schon Glück wünschen?" stammelte sie tonlos.

„Noch nicht, Margarete," wehrte er ab, und auch in seinen Zügen malte sich plötzlich eine tiefe innere Bewegung; aber er unterdrückte sie rasch. „Heute Abend, wenn ich nach Dambach komme, um von da nach der Stadt zurückzukehren, sollst Du Gelegenheit haben, den Onkel glücklich zu sehen."

Er winkte mit der Hand nach ihr zurück und ging mit eiligen Schritten hinaus. Bald darauf sah sie ihn über den Markt reiten.

Sie blieb bewegungslos am Fenster stehen. Die krampfhaft verschränkten Hände fest auf die Brust gedrückt, starrte sie in das Stück Himmel hinein, das sich, heute durch einen schmutzig grauen Wolkendunst getrübt, über den weiten Marktplatz spannte. . . Wohl durchkreuzte das Blut in wilder Wallung ihre Adern, und doch fühlte sie sich tödlich matt, als sei sie mit einem Streiche zu Boden gestreckt worden. . . Ja, dahin war sie gekommen! Vor wenigen Monaten noch war ihr die Welt zu eng gewesen, himmelstürmend in Uebermuth, Jugendlust und Freiheitsdrang hatte sie jede Fessel verlacht, und heute dominierte in dem armenförmigen Bischen Gehirn ein einziger Gedanke, und ihre arme Seele wand sich kläglich hilflos am Boden, zum Gaudium all Derer, die gern am Boden kriechen, die stolze Seelen haßten und verfolgen. Aber mußte denn die Welt um die Wunden wissen, die ihr in Kopf und Herzen brannten? Gingen nicht Viele durchs Leben und nahmen Geheimnisse mit ins Grab, um die kein Mitlebender gewußt hatte? Und dazu mußte auch sie zu blicken, welche die größte Macht über sie hatten; sie mußte es über sich gewinnen, zuvorkommend mit einer schönen Frau zu verkehren, die sie verabscheute, und in einem Heim aus- und einzugehen, in welchem diese Frau als Herrin, als ihre hochgeborene Tante schaltete und waltete.

Später kam sie in die Wohnstube herunter und rüstete sich zur Fahrt nach Dambach. Tante Sophie schalt, daß sie den Kaffee stehen lasse und den Kuchen nicht anrühre, den die zerknirschte Bärbte heute Morgen einzig und allein für sie gebacken habe; allein das junge Mädchen hörte kaum, was sie sagte. Sie knüpfte schweigend die Hutfäden unter dem Kinne; dann legte sie den Arm um Tante Sophiens Hals — und da überkam sie eine plötzliche Schwäche, nämlich der tiefe, sehnsüchtige Wunsch, hier, wie sonst in ihrer Kindheit in jeglicher Bedrängniß, Zuflucht zu suchen und in das Ohr der Tante Alles zu flüstern, was ihr Inneres durchtobte — unter dem Zureden der treuen Pflegerin war sie ja stets ruhiger geworden. Aber nein, das durfte nicht geschehen! Die Tante durfte nicht den Jammer erleben, sie so unglücklich zu wissen!

Und so schloß sie die Rippen fest auf einander und bestieg den Wagen.

Draußen, jenseit der Stadt, ließ sie das Glasfenster herunter. Von Süden her kam ein leichter Wind und wehte sie an mit

jenem süßen Hauche, der das harte Eis zu rinnenden Thämen zwingt, der die Schneelast von Baum und Strauch löst und ein wunderbares Regen in Allem weckt, was da lebt und weht, auch im Menschenherzen — es war Thauwetter im Anzuge. . . Wie weich wie die Luft lag auch das erste Abenddämmern auf der Gegend; die harten, unvermittelten Töne der winterlichen Tagesbeleuchtung ertöschten zu einem einzigen milden Graun, aus welchem bereits da und dort das Lampenlicht vereinzelter Dorfhäuser ertöschte. Und dort zur Rechten flimmerte es, als liege eine Perlensette in schwachgoldigem Glanze zu Füßen der alten Kuchentante — die ganze Fensterreihe des Prinzenhofes war beleuchtet, die Lobungserzen brannten. . .

Sie drückte sich tief in die Wagenecke, und erst als der Kutscher von der Chaussee ab in den Fahrweg nach der Stadt einlenkte und der Prinzenhof im Rücken liegen blieb, da sah sie auf, sehen und ungewiß, fast wie ein furchtsames Kind, das sich zu vergegenwärtigen sucht, ob eine unheimliche Erscheinung auch in der That vergeblich sei.

Der Großpapa empfing sie mit freudigem Zurufe, und bei dem Laute der liebden, rauhen Stimme raffte sie sich auf und suchte möglichst unbefangen seinen Gruß zu erwidern. Aber der alte Herr war heute auch ernstlicher als sonst. Zwischen seinen Brauen lag ein Zug finsternen Grolles. Er rauchte nicht, sein Lieblingspfeife lehnte kalt in der Ecke, und nachdem die Entschuldigend Hut und Mantel abgelegt, nahm er seine Wanderung durchs Zimmer, welche Margarete durch ihre Ankunft unterbrochen hatte, wieder auf.

„Ja gelt, wer hätte das gedacht, Maikäserchen?" tief er plötzlich vor ihr stehen bleibend. „Ein Narr, ein vertrauensseliger Schwachkopf ist Dein alter Großvater gewesen, daß er die Augen nicht besser aufgemacht hat! Nun kommt das wie ein plötzlicher Hagelschauer aus blauem Himmel über Einen her, und man steht da wie in den April geschickt und muß die Bescherzung hinnehmen und „Ja und Amen“ dazu sagen, als wenn man's gar nicht anders erwartet hätte."

Sie schwieg und sah zu Boden.

„Arme Kleine, wie verstimmt und elend Du aussiehst!" jagte er, indem er die Hand auf ihren Scheitel legte und ihr Gesicht der Lampe zuwendete. „Nun, ein Wunder ist's nicht! Schmerzlich noch einmal, das ist mehr als genug, um einen alten Kerl wie mich außer Rand und Band zu bringen! Und Du verbeißest es und trägst es still und tapfer! . . . Herbert sagt, wie ein Mann, ein braver, muthiger Kamerad habest Du neben ihm gekämpft."

Sie wurde feuerroth und sah ihn an, als schreie sie an einem Traume empor. Er sprach von den Enthüllungen in ihrer Familie, während sie gemeint hatte, sein Groll gelte Herberts Verlobung. . . Es stand schlimm um sie! So ausschließlich beherzichte sie der Gedanke an das, was zu dieser Stunde drüben im Prinzenhofe vorging, daß alles Andere daneben spurlos versunken war.

„Aber nun paß auf, Kind!" hob er wieder an. „In der Kürze wird man uns in unserem guten Krähwinkel auf das Aller schönste zerkaufen. Die Klatschboaren haben vollauf zu thun, und es soll mich nur wundern, wenn sie nicht den Muskräuter auf den Markt schicken und die pikante Geschichte, so da geschehen im Hause Lamprecht, ansichellen lassen. . . Na, thut Nichts! Aus das Gerede in der Stadt hab' ich mich mein Lebtag nicht gekümmert, und die Sache an sich wird ja wohl auch zu ertragen sein: nur Gines verwinde und verzeihe ich nicht — pfui Teufel über die Feigheit, die Grausamkeit, mit der ein Vater sein Kind verleugnet und —"

„Großpapa!" unterbrach ihn Margarete lebhaft bittend und legte ihre Hand auf seinen Mund.

„Nun, nun," brummte er und schob die kleinen kalten Fingerglieder von seinem Schnauzbarte, „ich will still sein, um Deinetwillen, Gretel. Ich will Dir auch das Leben nicht sauer machen mit ungewünschten Rathschlägen und zudringlichen guten Lehren; denn Du wirst selbst am besten wissen, daß Ihr viel gut zu machen habt an dem kleinen Burschen, der Euch ins Haus gefallen ist, und auch an dem armen Kerl, dem alten Lenz. . . Wächst nur wissen, wie der's fertig gebracht hat, nicht mit beiden Beinen hineinzu springen in die Geschichte und von dem — na, von Deinem Vater, gleich zu Anfang das klare Recht für den Jungen

zu fordern! Na ja, ein Künstler, eine stille Mondscheinmatur! — wie soll da der Jungkamm, die Empörung hineinkommen!" —

Die Frau Faktoria hatte einen schönen Abendtisch hergerichtet; aber Margarete konnte nicht essen. Sie bediente den Großpapa und sprach lebhaft dabei, und nach Tische stopfte sie sich eine Pfeife. Dann packte sie seine Bücher in eine Kiste und trug Alles herbei, was sich zur morgigen Fahrt nöthig machte. Sie lief treppauf, treppab, und da blieb sie plötzlich an einem Fenster der unbeleuchteten Oberstufe stehen und presste beide Hände gegen die Brüst, in welcher das Herz zu zerpringen drohte. Fast greisbar nahe blühten dort die hohen, lichtfunkelnden Fenster des Prinzenhofes durch das Nachtdunkel herüber, und bei diesem Anblicke brach der letzte Rest von Selbstbeherrschung, den sie mit fast übermenschlicher Kraft dem Großpapa gegenüber behauptet hatte, in ihr zusammen.

Mit einem Jammerlaute aus tiefer Brust warf sie sich auf das nahestehende Sofa und wühlte das Gesicht in die Polster. Da zogen sie nun sieghaft an ihr vorüber, die Bilder, denen sie hatte entweichen wollen! Sie sah frohe, glückliche Menschen in den blumendurchdufteten, strahlenden Räumen des kleinen Schlosses, sah vor Allem die Braut, die blonde Schönheit, die das Fürstenthum in ihren Adern nicht geltend machte, die ihren stolzen Namen angesehen ließ in dem eines bürgerlichen Beamten, um ihrer Liebe willen. Und er daneben — sie sprang auf und stoh aus dem Zimmer.

Dennun ließ der Amtsrath in seiner Sofa-Ecke hinter dem Tische. Er war offenbar ruhiger geworden, denn er las die Zeitung und rauchte seine frischgestopfte Pfeife.

Margarete griff nach ihrem Mantel. „Ich muß einen Augenblick in die frische Luft hinaus, Großpapa!“ rief sie von der Thür her dem Lesenden zu.

„Geh! Du, Kind,“ sagte er. „Wir haben Südwind, der läßt die Spannung in der Natur und ihren Kreaturen und macht Vieles gut, was der Mosje Negrim vom Nordpole her verdrängen thut.“

Sie ging hinaus, an dem Teiche vorüber, der, hartgekören unter seiner Schneedecke, kaum vom Wege zu unterscheiden war. In den Fabrikräumen brannte längst kein Licht mehr — es war still im Hofe, und nur der grimme Kettenhund kam aus seiner Hütte und schlug an, als die junge Dame das Thor passirte.

Draußen über die Felder her sauste der Thaumwind, der in der hereinbrochenden Nacht allmählich zum Sturme amwuchs; er zerwühlte das unbedeckte Haar der Dahinschreitenden, aber ihr Gesicht badete er gleichsam in weichen, feuchten, schmeichelnden Wogen.

Es war sehr dunkel; auch nicht das kleinste Sternchenlicht blinzelte der Erde zu; der Himmel hing voll schwerer, tiefergehender Wolken, die jedenfalls in dieser Nacht noch als warmer Regen niederrieselten. Dann war allerdings die Spannung gelöst, und es tropften wohlthätige Thränen von Ast und Zweig und nahmen der Mutter Erde den weißen Todtenschleier vom Gesicht. Ja, wer sich ausweinen konnte! Aber so mit trocknen, brennenden Augen in ein Leben voll unausgesprochener Schmerzen hinein sehen zu müssen —!

Wohinans sie wollte? Immer dem Lichte nach, dem verdröcklichen Lichte, das dem Nachtfalter die Flügel verbrennt und ihn tödtet! . . . Und wenn ihr dort aus den Fenstern lodende Flammen entgegen geschlagen wären, sie hätte den Fuß nicht rückwärts zu wenden vermocht! Weiter, weiter, selbst in den Tod hinein, wenn es sein mußte!

Sie lief mehr, als sie ging, den festgetretenen Weg entlang, der das Ackerland durchschneit. Noch knirschte der Schnee unter ihren Füßen; das war bisher der einzige Laut gewesen, der die Nachtsille unterbrochen; aber nun, nachdem auch die Chaussee überschritten war und das weite Parterre des Prinzenhofgartens sich vor ihr hinbreitete, da trug ihr der Wind rauschende Akkorde zu — im Schlosse wurde Klavier gespielt. Da sah die Braut am Flügel — keine zarte heilige Cäcilie mit durchgeistigtem Gesichte, weit eher eine Rubensgestalt von üppiger Fülle und blühendem Futarnat — das volle Mondhaar glüherte im Lichte der Kronleuchter, und die schöngebogenen Finger glitten über die Tasten — aber nein, unter ihren Fingern erbrauste das Instrument nicht in so erschütternd befeelter Weise, Heloise von Taubeneck spielte stümperhaft und geistlos, wie sie neulich zur Genüge ge-

zeigt hatte! — Aber wer es auch sein mochte, der da spielte, er hatte Theil an der Feier, die man heute beging — ein wahrer Sturm von Jubel und Begeisterung brauste durch den Vortrag.

Vor der Nordfront des Schloßhäusens breitete sich ein mächtiger Lichtschein hin. Der weite, im Sommer von buntfarbigigen Blumengruppen unterbrochene Rasengrund lag fadenlos weiß, ein einziges glühendes Schneefeld, hinter dem Rantrosenpalier, das ihn von dem dicht an die Hausmauern stoßenden Kiesplatz schied. Dieser Platz war ziemlich von Schnee gesäubert, nur eine dünne, festgetretene Schicht lag auf den Kieseln.

Margarete war bis hierher gekommen, ohne irgendwie durch Menschennähe erschreckt zu werden. Nun mäthigte sie ihren Laufschritt und ging unter den Fenstern hin. . . . Was sie hier wollte? Sie wußte es selbst kaum — eine geheimnißvolle, fürchtbare Gewalt trieb sie wie der Sturm in den Lüften vor sich her; sie mußte laufen und sehen und wußte doch, daß gerade der Anblick der Glücklichen ihr wie Dolchstich: das Herz zerfleischen würde.

In dem Salon, wo der Flügel stand, waren die weißen Kollvorhänge herabgelassen; kein Schatten einer menschlichen Gestalt bewegte sich hinter dem transparenten Gewebe, man lauschte, wie es schien, regungslos dem meisterlichen Spiele. Dagegen waren die drei Fenster des anstoßenden Zimmers, in dessen Nähe das junge Mädchen stehen geblieben war, nicht verjällt. Das Licht des Kronleuchters floß in grellem Glanze durch die Scheiben und auf die Fürstenbilder, die im Hintergrunde des Zimmers von der Wand herabstahen. Das war der Speiseaal; hier hatte das Verlobungsbücher stattgefunden; zwei Lakaien waren beischäftigt, die Tafel abzuräumen; sie hielten die angebrochenen Gläser gegen das Licht und tranken die Reste aus den Weingläsern.

Die Schlafkammer des Musikstüdes waren längst verhallt, und noch stand Margarete neben einer der niederen Kugelkassien, welche da und dort das Rantrosenpalier unterbrachen. Der Wind warf ihr das Haar von Stirn und Schläfen zurück und säubte die gelockerten Schneereife von dem dünnen Gezweig des Bäumchens über sie her. Sie fühlte es nicht. Ihr Herz hämmerte in der Brust, mühsam rang sie nach Athem, während ihre heißen Augen unablässig über alle unverhüllten Fenster irrten — einmal mußten sich die Glücklichen doch zeigen. O, der Thörin, die in Wind und Wetter harter und aushielt, um einen tödlichen Streich zu empfangen!

Da wurde plötzlich eine Thür, ziemlich am Ende der Hausfronte, geöffnet. Aus einem schwachbeleuchteten Entrée trat ein Mann und stieg die niedere Freitreppe herab, während die Thür hinter ihm wieder geschlossen wurde.

Einen Augenblick stand die Laufherin wie gelähmt vor Schrecken. Das Rosenpalier hinderte sie, über den Rasengrund in die Dunkelheit des freien Feldes hinaus zu flüchten, und vor ihr lag der lange, fast tageshell beleuchtete Kiesplatz. Aber da gab es kein Befinnen, gesehen wurde sie, und nur ihre sinken Füße konnten sie vor einer unausbleiblichen Demüthigung retten. So floß sie wie gejagt den Kiesplatz entlang und über die Aufahrt vor dem westlichen Portal des Schloßhäusens hinaus ins Freie.

Hier packte sie der Wind; er trieb sie vor sich her wie eine Schneeflocke und erleichterte ihr die Flucht; allein weder er, noch ihr eigenes Dahinliegen konnten ihr helfen — die Männer Schritte, die sie verfolgten, kamen näher und näher. Der Weg war glatt und schlüpfrig geworden, sie glitt plötzlich aus und sank auf ein Knie nieder — in diesem Moment eines namenlosen Entsetzens umfaßte sie ein kräftiger Arm und hob sie empor.

„Spottdroffel, hab' ich Dich?“ rief Herbert und schlang auch den anderen Arm um das athemlose, an allen Gliedern bebende Mädchen. „Nun sieh, wie Du wieder frei wirst! Mit meinem Willen niemals! Der Spottvogel, der mir unbesonnen ins Garn geslogen ist, gehört mir von Gott und Rechtswegen! Bist Du's wirklich, Margarete? — Ah, Sie ist gekommen in Sturm und Regen!“ recitirte er und verhaltener Jubel durchbebte seine Stimme.

Sie strebte vergebens, sich loszuwinden, er umschloß sie desto fester. „O Gott, ich wollte —“

„Ich weiß, was Du wolltest,“ unterbrach er die fast weinend hervorgestoßenen Worte. „Du wolltest die Erste sein, die dem Unkel gratulirte! Deshalb bist Du durch Sturm und Wetter über weite, öde Felder gelaufen, hast vor lauter Eifer vergessen,

eine warme Hülle über Deinen Torkopf zu werfen, und bei alledem hast Du Dich rettungslos verlogen und wirst obendrein Deine Glückwünsche nicht loswerden, es sei denn, daß wir umkehrten und dem Prinzen Albert von K. und seiner Braut unsere Aufwartung machten. Aber Du wirst einsehen, daß Dein windzerzauster Lockenkopf in diesem Augenblick nicht gerade salonfähig ist."

Jetzt hatte sie sich losgerissen. "Dein Stuck macht Dich übermüthig!" stieß sie in schmerzlichem Jota hervor. "Das ist ein grausamer Scherz!"

"Ruhig, Margarete!" mahnte er mit sanftem Ernst, indem er sie wieder an sich zog und ihre widerstrebende Hand fest in seine Linke nahm. "Ich scherze nicht. Fräulein von Taubened ist nach längerem Hoffen und Harren endlich mit hoher, landesherlicher Bewilligung die Braut des Prinzen von K. geworden; und jetzt darf es ja ausgesprochen werden, daß ich in dieser Angelegenheit der Vermittler gewesen bin. Die rothe Kamelie, mit welcher ich neulich beehrt wurde, war ein Dankesausspruch für meine sieggetrönten Bemühungen. . . . Darin also hast Du schwer geirrt. Dagegen muß ich Dir nach einer anderen Seite hin Recht geben. Ich bin wirklich übermüthig! Ich triumphire! Ist mir nicht mein Glück von selbst in die Arme gelaufen? Ja, bist Du nicht gekommen in Sturm und Regen, getrieben von böser Eifersucht, die ich längst in Deinem Herzen gelesen habe? Denn Du bist und bleibst die Grete, deren gerades, offenes Wesen keine Weltpolitik schädigen können. Nun leugne noch, wenn Du kannst, daß Du mich liebst —"

"Ich leugne nicht, Herbert!"

"Gott sei Dank, er ist begraben, der alte Onkel! Und Du bist fortan nicht meine Nichte, sondern —"

"Deine Grete —" sagte sie mit schwacher Stimme, von dem jähen Wechsel zwischen Glück und Leid völlig überwältigt.

"Meine Grete, meine Braut!" ergänzte er mit sieghaftem Nachdruck. "Nun wirst Du auch wissen, weshalb ich es abgelehnt habe, Dein Vormund zu werden."

Er hatte sich längst so gestellt, daß er sie mit seiner hohen Gestalt vor dem brausenden Winde schützte; nun bog er sich nieder und küßte sie innig; dann nahm er den Seidenschawl von seinem Hals und band ihn sorglich über ihr unbedecktes Haar.

Nunmehr schritten sie in raschem Tempo der Fabrik zu; und dabei erzählte er der Aufstrebenden, daß er von der Universitätszeit her mit dem jungen Fürsten von K. befreundet sei. Derselbe habe ihn gern und gebe viel auf sein Urtheil. Vor einem halben Jahre nun habe der jüngere Bruder des Fürsten die schöne Heloise am Hofe ihres Onkels kennen gelernt und eine tiefe Neigung für sie gefaßt. Diese Neigung sei auch von ihrer Seite erwidert worden, und ihr Onkel, der Herzog, habe dieselbe begünstigt. Dagegen sei der fürstliche Bruder ein entschiedener Gegner der Verbindung gewesen, auf Grund der illegitimen Geburt der jungen Dame. Der Herzog habe schließlich ihn, Herbert, in das Geheimniß gezogen und die Vermittelung in seine Hand gelegt, und daß dieselbe zum glücklichen Ziele geführt, beweise die heutige Freier im Prinzenhofe.

"Hast Du das wundervolle Klavierpiel gehört?" fragte er zum Schluß.

Sie bejahte.

"Nun, das war er, der Bräutigam, der sein Glück in alle Lüfte hinaus jubelte. . . . Morgen wird unsere gute Stadt auf dem Kopfe stehen vor Erstaunen über das Ereigniß. An beiden Höfen ist das strengste Stillschweigen beobachtet worden, und daß ich das Geheimniß ebenso streng behütet habe, versteht sich von selbst. Nur mein guter Papa hat darum gewußt. Ich hätte es nicht ertragen, wenn er auch nur fähig geworden wäre gegenüber dem allgemein kolportirten, albernen Märchen von meiner Bewerbung um Fräulein von Taubened's Hand! . . . Aber mit Dir habe ich nun noch eine Rechnung abzumachen. Du hast mich für einen Erzbösewicht vertrieben, hast mir die schändlichsten Bitterkeiten gesagt über mein Buhlen um Fürstengunst; einer jener gewissenlosen Streber sollte ich sein, die, über das Lebensglück Anderer hinweg, die höchste Spitze des Kletterbaums zu erreichen suchen, gleichviel, ob sie für eine hohe, verantwortliche Stellung befähigt sind oder nicht, und was dergleichen schöne Dinge mehr sind — was hast Du darauf zu sagen?"

"O, sehr viel!" antwortete sie, und wenn es nicht tiefdunkle Nacht gewesen wäre, so hätte er sehen müssen, wie das liebe,

schalkhafte Lächeln, das ihn beim ersten Wiedersehen an der „übermüthigen Grete“ übertraf und entzückt hatte, ihr Gesicht belebte. „Wer hat mich gestiftlich in dem Glauben befaßt, daß der Landrath Marschall um die Rechte des Herzogs freit? Du selbst. Wer hat das schlimme Feuer der Eifersucht in einem armen Mädchenherzen entfacht und böswillig zur hellen Flamme angeblasen? Du, nur Du! Und wenn ich anfänglich nicht glauben konnte, daß Du Liebe, wahre, tiefe Liebe für die schöne, aber erschrecklich indifferente Heloise fühltest, so geschah das aus Respekt vor Deiner geistigen Ueberlegenheit, und ich mußte, wie die böse Welt auch, zu dem Schluß kommen, daß die weisen Hände der herzoglichen Richte erkoren seien, Dich auf die höchste Staffel des Kletterbaumes, den Ministerposten, zu heben. . . . Abbitten werde ich nicht mehr — wir sind quitt! Du hast selbst glänzend Revanche genommen. Denke nur an das arme Mädchen, das Du bei Nacht und Nebel zu einem „Gang nach Caen“ getrieben hast!"

Er lachte leise in sich hinein. „Das konnte ich Dir nicht ersparen — ich habe ja selbst dabei gelitten. Aber es war doch schön, zu beobachten, wie Du mir Schritt um Schritt näher kamst! . . . Nun aber genug des Kampfes! Friede, seliger Friede sei zwischen uns!" Er schlang seinen Arm um ihre Schultern, und nun ging es in wahren Sturmschritt fürbaß.

29.

Am anderen Morgen war es, als sei die gute Stadt K. durch plötzlichen kriegerischen Trommelwirbel aus dem gewohnten Geleise des Werktages aufgeschreckt worden. Das Gerücht von der Verlobung im Prinzenhofe lief von Mund zu Mund, und daß keine Menschenseele auch nur „eine blasse Ahnung“ davon gehabt hatte, ja, daß selbst die Damenkränzchen mit ihrem unbestrittenen Monopol für Spürsinn und Kombinationen so stockfisch gewesen waren, das machte allerdings die Leute nahezu auf den Kopfe stehen.

Durch das Stubenmädchen kam auch die alarmirende Nachricht brüthwarm in das Schlafzimmer der Frau Amtsräthin.

„Unfinn!" rief die alte Dame verächtlich, fuhr aber doch mit beiden Füßen aus dem Bette und stand nach wenigen Minuten in Schlafrock und Nachhäubchen vor ihrem Sohne.

„Was ist das für ein fabelhaft dummes Gerede über Heloise und den Prinzen von K., das die Bäderjungen und Messgerthman von Haus zu Haus tragen?" fragte sie, das Thürschloß in der Hand.

Er sprang auf von seinem Schreibstuhle und bot ihr die Hand, um sie tiefer ins Zimmer zu führen; aber sie wies ihn zurück. „Lasse das!" sagte sie hart. „Ich habe nicht die Absicht, hier zu bleiben. Ich will nur wissen, wie es möglich ist, daß ein solch grundloses Gerücht entstehen konnte."

Er zögerte einen Moment. Sie that ihm leid, daß sie diesen bitteren Kelch leeren mußte, wenn sie auch selbst die Schuld trug; aber nun sagte er ruhig: „Liebe Mama, die Leute reden die Wahrheit, Fräulein von Taubened hat sich allerdings geheiratet mit dem Prinzen von K. verlobt."

Das Thürschloß entglitt ihrer Hand — sie fiel fast um. „Wahr?" stammelte sie und griff nach ihrer Stirn, als wolle sie an ihrem eigenen Verstande. „Wirklich wahr?" wiederholte sie und sah ihren Sohn mit funkelnden Augen an; dann brach sie in ein hysterisches Gelächter aus und schlug die Hände zusammen. „Da hast Du Dich ja schön an der Nase herumzuführen lassen!"

Er blieb vollkommen gelassen. „Ich bin nicht geführt worden, wohl aber habe ich das Brautpaar zusammengeführt," entgegnete er ohne die mindeste Gereiztheit und knüpfte daran mit wenig Worten die Mittheilung des Sachverhaltes.

Sie hatte ihm, während er sprach, immer mehr den Rücken gewendet und nagte erbittert an der Unterlippe. „Und das Alles erfahre ich jetzt erst?" fragte sie, nachdem er geendet, mit zuckenden Lippen über die Schulter zurück.

„Kannst Du von Deinem Sohne wünschen, daß er ein ihm anvertrautes Geheimniß vor Damenohren laut werden läßt? Ich habe nach Möglichkeit gegen Deinen Verthum angeklämpft; ich habe Dir oft genug erklärt, daß mir Fräulein von Taubened vollkommen gleichgültig sei, daß es mir nicht einfiel, mich je abzu-



Die Wittwe des Märtyrers. Nach dem Leinwandgemälde von G. Becker.
Photogravure von Goussil u. Comp. (Vossler, Salomon u. Comp.) Berlin und Paris.

Liebe zu binden. Du hast für alle diese Versicherungen stets nur ein geheimnißvolles Lächeln und Achselzucken gehabt —
„Weil ich sah, wie Dich Heloise mit ihren Blicken verfolgte und —“

Er erröthete wie ein Mädchen. „Und ist das nicht einseitig gewesen? Kannst Du dasselbe von mir behaupten? Fräulein von Taubeneck ist sich ihrer Schönheit bewußt und kokettirt mit Allen. Solche Blicke sind wohlfeil — wir machen sie nicht den geringsten Eindruck. Du aber solltest doch wissen, daß das ein leichter amüsanter Tauschhandel ist, den die Meisten für erlaubt und durchaus nicht für verpflichtend halten. Fräulein von Taubeneck wird trotz alledem eine brave Frau werden — dafür bürgt schon ihre große Gemüthsruhe.“

Die Thür fiel wieder zu, und die alte Dame verschwand mit blassem, verstörtem Gesicht abermals in ihrem Schlafzimmer. Aber eine Stunde später eilte das Stubenmädchen zur Schneiderin und in die Bughandlung, und der Hausknecht rumpelte auf dem Boden und schleifte verschiedene Koffer und Kofferchen die Treppe hinab — die Frau Amtsräthin wollte nach Berlin zu ihrer Schwester reisen.

Und als gegen Mittag der Amtsrath seinen Einzug hielt und am Arme seines Sohnes die Treppe im Lamprechtshause hinauffragte, da kam just seine Frau im Pelzmantel und Schleierhut von oben herab, um in der Stadt Abschiedsbesuche zu machen. Sie sprach überall von ihrem längstgehegten, sehnlichstigen Wunsch, doch auch wieder einmal eine gute Oper und Konzerte zu hören, der sie nunmehr unwiderstehlich nach Berlin lockte. Das Ereigniß im Prinzenhofe wurde nur nebenbei berührt und lächelnd als etwas längst Gewohntes behandelt, über das sich selbstverständlich jedes loyalen Herz innig freuen müsse; der Allerintimsten aber flüsterte sie ins Ohr, daß sie den anfänglichen Widerstand des Fürsten von K. sehr wohl begreife — es sei nicht Jedermanns Sache, die Tochter einer ehemaligen Ballerina in seine Familie aufzunehmen. —

Mit ihrer Abreise wurde es für einige Tage still und friedlich im alten Kaufmannshause; aber dann kam noch ein Sturm, der allen Bewohnern das Herz erbeben machte. Reinhold mußte endlich die Umwandlung der Familienverhältnisse erfahren. Der alte Amtsrath und Herbert waren möglichst vorsichtig zu Werke gegangen; allein die Enthüllungen hatten trotz alledem die Wirkung einer zerpringenden Bombe gehabt. Reinhold gerieth in eine furchtbare Aufregung. Er schrie und tobte und erging sich in den heftigsten Anklagen gegen seinen verstorbenen Vater. Sein leidenschaftlicher Protest half ihm freilich nichts, er mußte sich schließlich fügen. Aber von da an zog er sich noch mehr als früher zurück von der Familie — er aß sogar allein auf seinem Zimmer, aus Furcht, daß er dem kleinen Bruder einmal in der Wohnstube begegnen könne; denn mit „dem Burtschen“ wollte er nie und nimmer etwas zu schaffen haben, und wenn er hundert Jahre alt werden sollte, wiederholte er immer wieder.

Für diesen Ausspruch hatte der alte Hausarzt immer nur ein melancholisches Lächeln — er wußte am besten, wie es um die Altersansichten seines Patienten stand. Er forderte deshalb möglichste Nachgiebigkeit und Schonung von Seiten der Verwandten für den Kranken, und das geschah bereitwilligst. Der kleine Max krenzte seinen Weg nie. Die Thür nach dem Backhause war nicht

zugemauert worden; auf diesem Wege wurde der lebhafteste Verkehr zwischen dem Vorder- und Hinterhause vermittelt. . . . Der Amtsrath hatte den prächtigen Knaben an sein Herz genommen, und sei er auch ein Kind seiner verstorbenen Tochter, und Herbert war sein Vormund geworden.

In Stadt und Land machte, wie vorausgesehen, das offenbarste Geheimniß des Lamprechtshauses großes Aufsehen. Es blieb lange Tagesgespräch, und in den Klubs, den Damenkreisen und auf den Bierbänken wurde für und wider debattirt — die Lamprechts wurden in der That „auf das Aller schönste zergerathet.“ Dieser Widerstreit blieb jedoch ohne jedwede Einwirkung auf das jetzige friedvolle Zusammenleben in Großpapas Zimmer, dem rothen Salon. Man kam da täglich zusammen, ein enger Kreis von Menschen, die innige Liebe und Zuneigung verband. Und auf dieses Bild der Eintracht zwischen Alt und Jung sah die Frau mit den Karfunkelsteinen lächelnd und augenstrahlend herab.

„Die Schönheit der Frau da oben ist so dämonisch und packend, daß man sich vor ihr fürchten könnte,“ sagte Frau von K. eines Abends erlassend zu Tante Sophie, die neben ihr auf dem Sofa saß und Margareten's Namensziffer in eine Ausstattungserviette stückte. Eine Lampe stand auf der Kommode unter dem Bilde, und aus dem Lichtstrom tauchte das junge Weib so lebend athmend empor, als werde es im nächsten Augenblick die Thüre öffnen, um auch ein Wort in die Unterhaltung zu werfen.

„Dieser verderbliche Zauber muß sich meiner armen Blaud förmlich an die Ferien geheset haben, als sie von hier wieder in die Welt hinausgegangen ist,“ setzte die alte Frau mit gewohnter Stimme hinzu. „Sie hat sich am liebsten mit den Steinen geschnüdt, die dort in den dunklen Haaren stecken, und in ihren lezten Fiebertäumen hat sie mit der schönen Dore geranzt, die — sie mitnehmen wollte.“

Der Landrath stand auf und rückte die Lampe fort, jedoch die Gestalt wieder ins Halbdunkel zurücktrat.

„Ich habe die Rubinsterne heute in den Händen gehabt und sie weggeschloffen. . . . In Dein Haar werden sie nie kommen!“ sagte er zu Margarete.

Sie lächelte. „Denkst Du wie Bärbe?“

„Das nicht — aber an ‚den Reid der Götter‘ muß ich denken. Und so mag das unheimliche rothe Gefunkel für kränke in Frieden ruhen!“

Bärbe aber jagte fast zu derselben Stunde drunten in der Küche zu den Anderen: „Der Weg, den unser Junge jetzt alle Tage durch den Gang machen muß, will mir aber nicht gefallen. Die mit den Karfunkelsteinen hat ihr Kindchen mit in die Erde nehmen müssen, und da ist nun so ein schöner, strammer Stammhalter dageblieben, und das macht boshaftig.“

„Jetzt müssen Sie sich aber die Zunge abbeißen, Bärbe!“ sagte der Hausknecht. „Sie haben ja von dem Unwesen in Ihrem ganzen Leben nicht wieder sprechen wollen.“

„Ach was, einmal ist einmal! Am besten wär's, der Gang würde vermauert; denn wer kann's wissen, ob nicht sogar auch noch der schöne Flachskopf neben der Schwarzhaarigen umgehen thut?“ . . .

Der Glaube an dunkle Mächte wird nicht sterben, so lang das schwache Menschenherz liebt, hofft und fürchtet!

Eine Verschwörung.

Von Johannes Scherr.

1. Von einer Rabenmutter und einem Säbelheiland.

Rabenmutter Revolution hatte, wie Vergnand es trauernd vorhergesagt, viele ihrer besten und auch manche ihrer schlechtesten Söhne verschlungen. Aller schlechteste, wie die Barère, Fouché und Talleyrand, hatte sie verschont, weil ja im öffentlichen Leben, wie im privatlichen, grundlos Streber und abgeseimte Schufte das meiste Glück haben. Die Rabenmutter hatte sich aber in ihrer wahrwichtig-terroristischen Verschlingungsgrüer den Magen so mit Blut überladen, daß sie schließlich zerbarst — am 9. Thermidor (27. Juli) von 1794.

Der robespierrischen Diktatur des Schreckens folgte die thermidorische Anarchie und dieser das direktoriale Regiment der

Lüderlichkeit. Dann schmiegte sich Voltaire's „Tiger-Affe“, durch die eigenen wüthenden Leidenschaften müdegehet, als eine richtigste Schmeichellage dem korsischen Abenteurer zu Füßen, welcher es verstand, einem vom „Tollkrausch“ der „Freiheit“ kläglich entnützten Volke die Tyrannei des Säbels als einzige Rettung aus grenzenlosem Elend aufzuschwindeln.

Von einer gerechten Würdigung der französischen Staatsumwälzung konnte zunächst keine Rede sein. Namentlich in Frankreich nicht. Die ungeheuren Geschwinde standen den Revolutionären noch so nahe, daß sie ihrem ganzen Umfange, ihrer ganzen Bedeutung und Wirkung nach gar nicht zu überblicken und zu schätzen waren, sondern vielmehr mit ihrer Wucht die Unbefangtheit der

Radicauf vertheilt.

Wahrheit geradezu erdrückten. Darum erschien die Vergangenheit schon im verschönernden Lichte der Ferne. Alle die namenlosen Leiden, welche zur Zeit des Ancien Régime der Despotismus über das französische Volk gebracht hatte, galten jetzt, auf der Schwelle zum 19. Jahrhundert, für nichts, verglichen mit den in frischster Erinnerung stehenden Rößen, womit die terroristische Bluträuferei und die alle socialen Bande lösende Anarchie Frankreich geschlagen. Nicht die selbstlosen Idealisten und ehrlichen Enthusiasten, welche die Revolution begonnen hatten, lebten im Gedächtnisse der Franzosen vom Jahre 1800, sondern nur die hirnlosen Phantasten, welche die Bewegung fortgesetzt und überspannt, sowie die feineren Fanatiker, welche dieselbe bejubelt, und die selbstsüchtigen Schurken, welche sie zu Grunde gerichtet hatten.

Die Erkenntniß des Guten und Großen, was die Revolution angeht, vollbracht und geschaffen, ging erst späteren Geschlechtern auf. Beim Eintritt in das neue Jahrhundert waren aber die Franzosen mit verschwindend wenigen Ausnahmen leidenschaftlich revolutionär gestimmt und sie blickten nur mit den Gefühlen der Erbitterung, des Abscheus und der Nachgiebigkeit auf die Jahre zurück, welche sie unter allen den Schrecknissen, Gefahren und Mühsalen, die ein wüthes Pöbelregiment, eine räuberische und widergesetzliche Sansculotterie mit sich gebracht, hatten durchleben müssen. Es stand ihnen ja in schmerzlicher Erinnerung, was das verkümmerte Evangelium von der „liberté, égalité et fraternité“, in die Wirklichkeit übersezt, zu bedeuten hätte. Sie wußten jetzt oder glaubten wenigstens zu wissen, daß dieses Symbolum nur eine Maske für leichtfertige Abstraktooren, betrogene Betrüger und verzerrte Höflichkeit gewesen sei. Auch an dem seit einem Jahrzehnt unaufhörlich schwirrenden parlamentarischen Schwaz hatten die Franzosen schließlich sich vereselt. Die ganze Nation war nachgerade phrasenmüde geworden oder wollte wenigstens, daß die Phrasendrehorgel wieder einmal auf eine andere Tonart gestimmt würde. Vor allem wollten die Leute Ruhe haben, Ruhe, Ruhe, Ruhe um jeden Preis! Ja, sie lebten nach Ruhe und Ordnung, auf daß sie wieder in Sicherheit den Pflug führen, Gewerbe und Handel treiben, essen, trinken, heiraten, sich amüsiren, schlafen, in ihren Betten sterben und schließlich anständig begraben werden könnten. An den Säbel Bonaparte's glaubten sie als an einen allmächtigen Zauberstab, welcher ihnen „Brot und Spiele“ schuf und zudem als ein wunderfahner Schwertfiedelbogen sich auswies, der dem gallischen Großwahn zum hochwillkommenen Glöckchen aufschloß.

Daß dieser Säbel eigentlich ein cäsarisches Szepter, das war gleich nach dem 18. Brumaire (9. November) von 1799 für alle denkenden Franzosen eine ausgemachte Sache. „Wir haben einen Herrn, und zwar einen Herrn, der alles weiß, will und wagt“ — sagte lauterlich der Verfassungsfabrikant Sieyès, als er vom ersten Rathschlag der drei Consuln heraustrat, allwo Bonaparte ohne Umstände den Vorzug genommen und diktatorisch gesprochen hatte. Schon an jenem Tage wurde dem neuen Staatsbau der Stempel einer absoluten Despotie aufgedrückt. „Ich bin nicht gemacht zu einem konstitutionellen König-Masthwein à la König von England“, sagte wachstüchlich-drahtisch der neue Gebieter Frankreichs. Die verfassungsstaatlichen Ornamente, womit die Konsularverfassung herausgeputzt wurde — (Gesetzgebender Körper, Senat, Tribunat) — erwiesen sofort ihre kläglich-gipferne Natur und es war nur ein Hohn, so eines Tiberius würdig gewesen wäre, wenn der Erste Consul solche Statisten wie Roger-Ducos und Sieyès, dann Lebrun und Cambacères als „Mitconsuln“ eine Weile um sich duldet und allergnädigst gestattete, daß sein Frankreich noch etliche Jahre lang amtlich eine Republik hieße.

Auf die Balkstätten der italienischen Feldzüge von 1796—97 hatte Bonaparte mit der Spitze seines Siegerdegens das falsche Lehament der Revolution geschrieben, kraft dessen er sich als ihren „legitimen Erben“ Frankreich aufzog. Denn an diesem Menschen vor alles Lüge, ausgenommen sein Genie und seine Selbstsucht. Diese übertrug jenes noch weit. Denn alles zusammengehalten, konnte der Mann, wenigstens innerhalb der Zeit seines aufsteigenden Sterns, den Menschen nur darum so riesengroß erscheinen, weil seine Gegner so zwerghaft klein waren. Es erforderte ja fürwahr keine übermenschliche Kraft, Kunst und Mühe, unter lauter Villiputanern sich als ein Gulliver aufzuspielen. Man hat es bekanntlich dem Götze verübelt, daß er vor dem Bonaparte so gewaltigen Respekt hegt. Aber, du lieber Gott,

wenn der kosmopolitische Dichter aus dem Schneckenhause seiner krähwinkeligen Ministerchaft heraus mit ansah, wie der französische Machthaber mit dieser armseligen Gesellschaft von Fürsten, Generalen und Ministern umsprang, die er so zu sagen im Handumdrehen aus Gegnern zu Vasallen und Dienern machte, da mußte er doch wohl vom Bonaparte denken wie Shakspeare's Cassius vom Cäsar: —

„Fürwahr, er schreiet durch die enge Welt
Wie ein Koloss daher, derweil die Zwerge
Ihm zwischen den Gigantenbeinen wuseln.“

Als einen Haupthebel seines staunenswerthen Glückes handhabte der „Erbe der Revolution“ seine gränzenlose Menschenverachtung. Er wußte die Leute bei ihren Schwächen, ihren schlechten Instinkten und gemeinen Leidenschaften zu fassen und darum hatte er sie und war er ihres Gehorsams und ihrer Dienste sicher. Denn nur in selten wiederkehrenden und immer schnell weklenden Frühlingen der sogenannten Weltgeschichte ist es von Wirkung und Erfolg, an die edleren Triebe der Menschen zu appelliren. Der idealische Aufschwung ist dauerlos, das realistische Bedürfniß dauerhaft. Die Begeisterung ist eine hochauflobende, aber zumeist rasch sich verzehrende Flamme, die Freude an einem sorglos-gemüthlichen Dasein eine langhin glotende Kohle. Auf das Gemeine demnach, woraus unserem großen Propheten des Idealismus zufolge „der Mensch gemacht ist“, muß seine Verrechnungen bauen, wer die Völker beherrschen will. Seit Octavian Augustus hatte das kein Despot mehr so gut gewußt und so fest befestigt, wie Bonaparte es wußte und befestigte. Und wie er die Menschen allgemein verachtete, so die Franzosen ganz besonders. Dieser Verachtung gab er gelegentlich schroff-grobianischen Ausdruck. So schon an jenem Junitag von 1797, allwo er mit Miot und Welzi im Parke von Montebello spazierenging und sich über die „eine und untheilbare Republik“ Frankreich lustigmachte. „Das ist nur eine Chimäre, für welche die Franzosen augenblicklich ichwärmen, die aber so schnell vorübergehen wird wie andere Chimären. Gloire brauchen die Franzosen, Kitzelungen ihrer Eitelkeit; aber Freiheit? Bah, davon verstehen sie nichts. Kinderklappern muß man ihnen geben, das genügt. Sie werden sich damit die Zeit vertreiben und sich leiten lassen, falls man ihnen nur geschickt das Ziel verbirgt, welchem man sie zuführt“ — (Miot, Mem. I, 163—64).

So war es. Der Menschenverächter hatte richtig vorhergesehen. Mit wahrhaft asiatischer Sklavenhaftigkeit stürzten sich die Franzosen, die ihnen in die Hände gedrückt Gloire-Kinderklappern schüttelnd, in die Knechtschaft, welche ihnen ihr Vergewaltiger vom 18. Brumaire aufhat. Das Wort „Gesellschaftsretter“ war dazumal noch nicht erfunden. Es kam erst ein Halbjahrhundert später auf, als der vorgebliche Nefse des angeblichen Dufels seinen 18. Banditen-Brumaire verübte, den 2. December von 1851. Im Jahre 1800 sprach man dafür von einem „Wiederhersteller (restituteur) der Gesellschaft“, als welchen, wie auch als „Wiederaufrichter der Altäre“, den Ersten Consul einer jener Glattschwäger anschmeichelte, welche jedes gelungene weltgeschichtliche Verbrechen lobypallierend beslöten und beharfen, Monsieur de Fontanes, ein gelungener Typus jenes knechtischaffenen Gelehrten- und Literatenthums, das allzeit und überall um die Gunst des Erfolges und der Macht weiltroch, weiltkriecht und weiltkriechen wird.

Mit alledem soll nicht bestritten werden, daß Frankreich, das Frankreich von 1800, eines Herrn und Meisters dringend bedurfte, der mit einem Willen von Erz und mit einer Hand von Stahl in dem chaotischen Trümmerhau, zu welchem die liebe „Freiheit, Gleichheit und Bruderschaft“ das Land gemacht hatte, wieder Ordnung schuf. Ursprünglichkeit der Anschauung, eigene und neue Gedanken brauchte der „Wiederhersteller der Gesellschaft“ nicht zu haben. Ideen und Tendenzen lieferte ihm die gewaltsam beerbte Revolution genug. Er eignete sich davon an, was ihm in den Kram seines Despotismus zu passen schien, und wo sie sich nicht in denselben hineinpassen lassen wollten, verfälschte er sie unbedenklich oder verkehrte sie geradezu in ihr Gegentheil. Das Reich der Schönheit war und blieb ihm verschlossen. Für Poesie nahm er die rhetorische Phrasen. Erziehung, Wissenschaft und Unterricht waren für ihn nur soweit vorhanden und berechtigt, als sie ihm anstellige Ingenieure, tüchtige Officiere und brauchbare Beamte lieferten. Alles ideale Streben verfolgte er mit unerbittlichem Haß.

Ganz natürlich also, daß ihm der Staat nichts war als ein blindlings seiner herrschenden Hand gehorchender Mechanismus, eine complicirte und wohlgeölte Polizeimachine, deren Räder in stummem Gehorsam zu arbeiten hatten. Auch die von ihm „wiederhergestellte“ Kirche sollte nur ein solches Rad in der besagten Maschine sein. Neben die eine Grundsäule des bonaparte'schen Staates, den Gendarm im Uniformsfrack, wurde als andere der Gendarm in der Soutane hingestellt, der Priester. Mittels der Thätigkeit und Wachsamkeit dieser weltlichen und geistlichen Gendarmerie war das Regiment im Innern dergestalt bestellt, daß es dem französischen Volke wieder möglich, sein Brot, obzwar im Schweisse seines Angesichts, aber doch in Sicherheit zu erarbeiten. Für die „Spiele“, für die Ausstaffirung der bewußten Gloire-Kinderklapper mit mehr und mehr Schellen, für immer gesteigerte Kegelungen der Nationalität, für buntwechselnde Befriedigungen der Schaulust der lieben Pariser sorgte die auswärtige Politik des Bonapartismus, — sorgte dafür immer eifriger, rücksichtsloser, heftiger, bis zuletzt die zügellose Eroberungswuth und Herrschaft des weiland armen Schluders von Artillerie-leutnant sogar im Imperatorenmantel sich beengt fühlte und zu dem bekannten Kaiserwahnsinn ausschlug, dessen rasende Lannen die Glückgöttin schließlich so verstimmt, daß sie ihrem so lange gehätschelten Galan hohnlachend den Rücken kehrte.

2. Warum die Verschwörung gemacht wurde.

Mittels der Siegesschläge von Marengo und Hohenlinden — jener geführt von Bonaparte am 14. Juni, dieser gethan von Moreau am 3. December 1800 — hatte die französische Republik der deutschen Reichsruine und Oestreich den Friedensschluß von Lüneville abgezwungen (8. Februar 1801), allwoburch Deutschland etwa 1150 Quadratmeilen Gebiet mit nahezu 3,500,000 Bewohnern einbüßte. Der deutsche Michel war ja dazumal, wie seit dem 16. Jahrhundert allzumal, der bekannte Krügeljunge der Weltgeschichte und mußte sich alles gefallen lassen. Auch den „Reichsdeputationshauptschluß“, wie man das jammerfällige Ding bandwurmig nannte, vom 25. Februar 1803, das Vorwort zu jenem schmachttriefenden Blatt unserer Geschichte, worauf bald das Kapitel „Rheinbund“ geschrieben werden sollte, geschrieben vom „Protector“ Napoleon und unterthänigst unterzeichnet von unseren vieltheuren „Angestammten“.

Noch vor dem Reichsdeputationshauptschluß war in Amiens zwischen Frankreich und England ein Friedensschluß zustande gekommen (27. März 1802). Freilich nur ein Scheinbild, nur eine Friedensphrasen, von englischer Seite unterhandelt und zuwegegebracht durch das Ministerium Abington, welches im übrigen den Pittismus fortsetzte, obzwar ohne Pitts Geist und Energie. Die große Mehrzahl des englischen Volks begrüßte diesen zu Amiens todgeborenen Friedensengel mit ausgelassener Freude — „with extravagant joy“, sagt ein vollwichtiger Zeuge. Es wußte ja nicht, wie wenig ernsthaft seine herrschende Oligarchie den Frieden nahm, diese englische Oligarchie, welche wie an Tugenden: Muth, Standhaftigkeit, Zähigkeit — so auch an Lasten: feinerzigem Hochmuth, brutaler Selbstsucht, bronchitischer Heuchelei — glücklich mit der altrömischen wetterte. Allerdings war sie zum Mißtrauen gegenüber dem neuen Herrn Frankreichs berechtigt, insofern derselbe ja bereits als ein sehr gefährlicher Konkurrent im Länderverflechtungs- und Völkerausbeutungsgeschäft sich ausgewiesen hatte. Solche Konkurrenz war im grünen Meidange der Großkrämerin Britannia nicht nur ein schmerzender Splitter, sondern ein ganzer Qualbalken. Die oligarchischen Geschäftsführer der englischen Großkrämerieirma erkannten scharfsichtig, daß der Frieden von Amiens nur einen Waffenstillstand bedeutete, weil die Gefahr der bonaparte'sch-französischen Konkurrenz eben bloß mittels eines Kampfes auf Leben und Tod beschworen werden konnte. Moralische Strupel hinsichtlich der Mittel, diesen Kampf zu führen, kannte der englische Pharisäismus ganz und gar nicht. Alles, was zweckdienlich war oder auch nur schien, fand seine Billigung und Unterstützung. Das Ministerium der „hochherzigen Briten“ hielt in seinem Solde die ganze Bande französischer Emigranten, von den Prinzen des allerchristlichsten Hauses Bourbon bis herab zum letzten „Chouan“, um diese Bande bei Gelegenheit gegen Frankreich auszuspielen — sei es im offenen Felde oder aus

dem Hinterhalt, als Soldaten oder als Attentäter und Mordmörder, je nachdem. Das „Geschäft“ brachte es so mit sich, bereits für dieses Verhalten der englischen Oligarchen lagen handgreiflich vor. Die emigrierten französischen Royalisten trachteten dem Ersten Kaiser nach dem Leben, sobald ihnen klargeworden, daß ihre Hoffnungen derselbe würde sich zur Rolle eines Mont hergeben, eine lächerliche Illusion gewesen. Mit englischen Staatsgeldern war jenes Komplotz großgefüttert worden, welches, durch den charaktervollsten und entschlossensten Chouansführer, den Müllersohn Georges Cadoudal aus dem Morbihan, fernher geleitet, am Abend vom 24. December 1800 in der Straße Sainte-Nicaise in Paris die „Höllenschmiede“ vergebens gegen Bonaparte losgebrannt hatte.

Der Erste Consul hatte also seinerseits vollauf Ursache, dem „mordstiftenden Albion“ zu mißtrauen und zu glauben, die englischen Oligarchen meinten es mit dem Frieden von Amiens nicht ehrlich. Warum also sollte er es thun? Dennoch muß geglaubt werden, daß der Bruch dieses Friedens nicht von dem französischen Machthaber ausging. Die Erneuerung des Krieges mit England kam ihm dazumal sogar sehr unlegen. Er hatte ja vorerhand noch in Frankreich selbst gar viel zu thun. Er mußte seine Grenzen befestigen, sein Verwaltungssystem ausbauen, die Finanzen neu ordnen, die Einführung des „Code civil“ vorbereiten und des Konkordats durchsetzen, nebenbei auch mit seiner „Mediation“ in Schweiz beglücken, d. h. in höflicher Form dieselbe zu einem französischen Vasallenland machen, und endlich mußte er den allbereit fertiggeschneiderten Kaisermantel anprobieren. Ihm war überdies gar wohl bewußt, daß, um den Engländern mit Aussicht auf Erfolg den Krieg machen zu können, die Herstellung einer großen Seefreitmacht unumgänglich wäre. Dazu aber, rechnete er, bedürfte es einer Frist von 7 bis 8 Jahren. Auf solange wünschte er demnach den Krieg mit England vertagt. Allein dieses mehr die Absicht und wurde so verstimmt, daß es schon im Mai von 1803 kriegerische Parlamentsbeschlüsse faßte. Darauf gab Bonaparte zur Antwort die Schaffung des Lagers von Boulogne, allwovon 150,000 Mann, zum Einfall in England bestimmt, sammelt und aus republikanischen Wehrmännern vollends in kaiserliche Soldaten umgewandelt wurden. Die kolossalen Rüstungen zu Land und Wasser, welche der Erste Consul damals betrieb, waren keineswegs eine bloße Spiegelschere. Der Plan einer Kriegsmarine nach England war durchaus ernstgemeint und wurde bis in alle Einzelheiten hinein mit außerordentlicher Sorgfalt vorbereitet.

Jenseits des Kanals hatte man ein sehr bedrückendes Gefühl der Gefahr, obzwar die Mandatäre der „oberen Behalten“ sich noch für eine Weile den Anschein zu geben suchten, das, was drüben auf der französischen Küste vorging, nur für einen riesigen Humbug, für eine großartige Finte oder gar nur für eine thörichte Bramarbaserei anzusehen. Bald aber konnte man doch nicht umhin, in England die Sache ebenso ernst zu nehmen, als in Frankreich gemeint war, und eifends die ausgedehnten Vorbereitungen zur Abwehr des Bedrohlichen zu treffen. Kriegsräthliche Vorbereitungen und — menschenmörderische Hefse, was helfen mag, dachte der britische Pharisäismus, lief in die Kirche, indem sich zerknirscht an die Brust und — steckte dem Georges Cadoudal eine Million zu, auf daß der Chouanshüpfing „nervum rerum“ befähige, in seiner Art gegen diesen verteuflerten Bonaparte, der uns in unsem Inselfontor aufzufassen will, um unsem Großhain an der Wurzel zu vernichten, bourbonischen Krieg zu führen, Krieg bis aufs Messer!

Daß die Verschwörung, welche nach ihrem Hauptmann Georges Cadoudal benannt ist, mit englischem Gelde gemacht wurde, kam gar keinem Zweifel unterstellt werden. Woher sonst hätten all diese armen Schluder von Emigranten, welche, vom Grazen Arme bis herab zum bettelhaftesten Exsoldaten von der „Garde Nationale“, sammt und besonders vom aus der englischen Staatskasse bezogenen Almosen lebten, die sehr bedeutenden Summen genommen, welche das Komplotz kostete? Natürlich ergaben seine den englischen Zahlmeistern von den Verschworenen angestellten Quittungen. Ueber derartige Madenschäften pflegen keine Protokolle aufgenommen und keine Aktenstücke angelegt zu werden. Auch in lichtseuen Zettelungen bewanderte und verhärtete Leute hegen ja ein gewisses Gefühl von Scham, wenn nicht von Scham, ihre Nichtwürdigkeiten schwarz auf weiß zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kongo und die Gründung des Kongostaates.*

Bericht über das neue Werk von Henry M. Stanley.

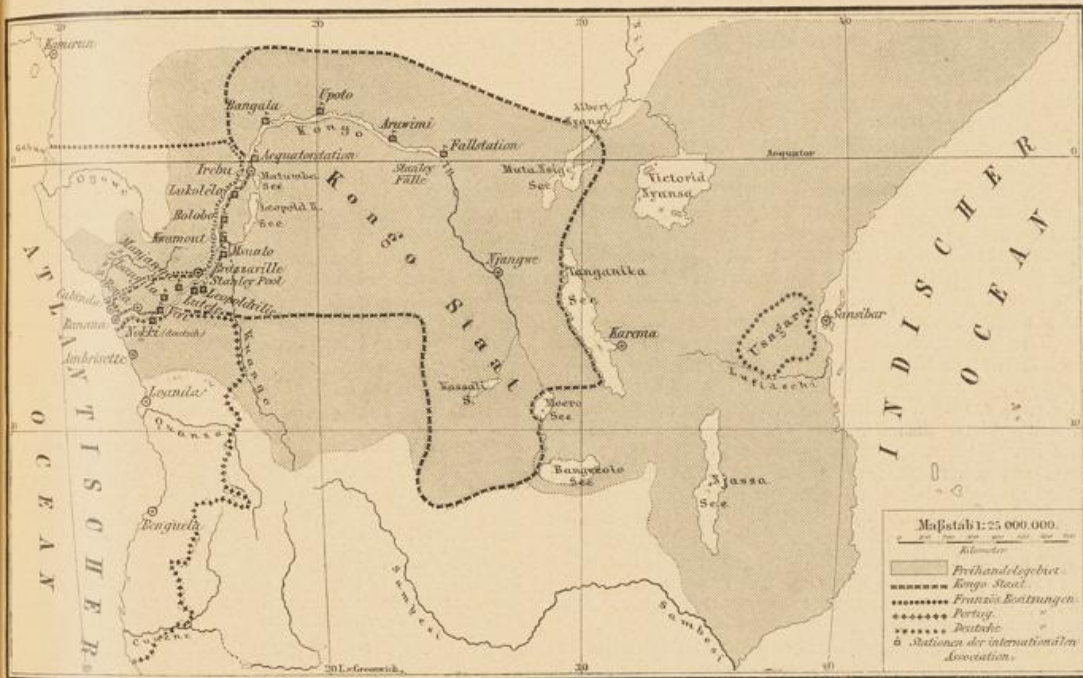
Ein hoher Berg langer bedruckter Zettel liegt vor mir. Mit weniger Hast durchfliege ich Seite um Seite. Bald fühle ich mich wie von einem Zauber erfasst, der Wirklichkeit entrückt, in eine andere Welt versetzt.

Fremdartig sind die Menschen, die ich schaue, fremdartig die Wälder und Berge, durch die ich schweife, und selbst das Licht, das auf die Landschaft niedertrahlt, ist so sonderbar, so eigenartig. Nicht das warme Gold, in dem die Wälder meiner Gemüth erörthen, sendet hier das Tagesgestirn hernieder — über diesen „feierlich aussehenden Hügeln“ waltet der seltsame „afrikanische Sonnenschein“, der, trotz seiner Gluth einer Art härteren Mondlichts vergleichbar, die Schatten vertieft und das schwärzlich-grüne Laubwerk der Wälder verdunkelt. Seine Wirkung ist ein erfrörender Ernst, eine unbeschreibliche Feierlichkeit.

der tropischen Natur unternommen, Zeichen der Siege, die er über ihre feindliche Macht errungen. —

Die langen bedruckten Streifen, aus denen es mich so zauberisch anweht, werden bald zu einem Buche geordnet, mit Bildern geschmückt, in Tausenden von Exemplaren in die weite Welt hinausgehen und vor den Nationen Europas zum ersten Male ein vollständiges Bild des mühseligen Ringens entrollen, das der Gründung eines afrikanischen Staatswesens voranging: das längst mit so großer Spannung erwartete Werk Stanley's habe ich endlich in der Hand und will versuchen, einen Bericht über dasselbe zu schreiben.

Wer jemals in der Nothlage war, über ein gewaltiges Epos auf wenigen Seiten gedrängt zu berichten, der wird meine Verlegenheit begreifen; denn kein gewöhnliches Reiseverf ist es, was



Orientirungsarte des Kongostaates und des centralafrikanischen Freihandelsgebiets.

Bald jedoch ändert sich das Bild. Mit tobenden Stürmen stürzen Regenmassen auf das stille, todt Land hernieder; weicher und amüthiger wird der Anblick; auf den früher sonnenverbrannten Flächen schauen lüppige Gräser, und Vögelvöller und ganze Herden von Rindern und Ziegen erfreuen das Auge.

Und jetzt ruhe ich im tiefen Schatten des Urwaldes; freischwebende Spinnwebhaare schwirren über meinem Haupte, und ihrem Zuge folgend, besuche ich weite Seen, deren tief schwarze Gewässer geheimnißvoll mein stammendes Antlitz wieder spiegeln.

Ein Land der Märchen und Wunder! Aber die Größe der Natur allein ist es nicht, die mein Sinnes und Trachten geizigen hält. Fesselnderes soll ich noch schauen als die Pracht der tropischen Urwälder und die Majestät eines gewaltigen Weltstromes. Zwischen Palmen und Bananen grühen mich Werke der Menschenhand, von den Hügeln wehen Flaggen neugegründeter Siedlungen — Spuren des Kampfes, den der weiße Mensch mit

uns Stanley heute bietet, eine große Episode aus den Lebensschicksalen der Entdecker und Staatenründer liegt vielmehr vor unseren Augen ausgebreitet — reich fürwahr an Abenteuern und Kämpfen, an Hoffnungen und Enttäuschungen.

Das große Publikum ist genügend vorbereitet, um dieses Buch zu verstehen. Die früher so leere und einfache Karte von Afrika wird von Jahr zu Jahr bunter, reicher nicht allein an neu entdeckten Flüssen, Seen, Gebirgsketten und Städten, sondern auch an politischen Grenzen, welche aufblühende Machtbezirke der Kultur andeuten. Diese Veränderungen beschränken sich nicht allein auf die Küstengebiete, sie reichen schon tief in das Innere des dunklen Welttheils hinein. Quer durch das äquatoriale Afrika ist ein breiter Gürtel gezogen, der das Freihandelsgebiet darstellt, jenen unermesslichen Länderstrich, auf dem alle

* Unter diesem Titel beginnt Mitte Mai, noch vor der Ausgabe des englischen Originals, die deutsche Uebersetzung des längst mit so großer Spannung erwarteten Werkes des berühmten Afrikaforschers im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig zu erscheinen. Unsere Leser machen wir ganz besonders darauf aufmerksam, daß dieses hochinteressante Buch auch in einzelnen Lieferungen durch jede Buchhandlung zu beziehen ist, sodas dasselbe auch denjenigen Kreisen, welche ein derartiges Werk lieber nach und nach durch kleinere Zahlungen erwerben, zugänglich wird. Der Verlags- handlung von F. A. Brockhaus, die uns durch ihr überaus freundliches Entgegenkommen die rechtzeitige Besprechung ermöglicht hat, sagen wir hiermit unsern besondern Dank. Die Red.

Völker im friedlichen Wettstreit die brachliegenden Felder der Kultur erschließen sollen. Den Mittelpunkt und sozusagen das Herz desselben bildet der junge Kongostaat, der, jezt unter der Souveränität Leopold's II. von Belgien stehend, trotz der an Frankreich und Portugal abgetretenen Gebiete noch fünfmal so groß ist wie das Deutsche Reich und von etwa 43 Millionen Menschen bewohnt wird. An ihn grenzen im Norden und Westen die Besitzungen Frankreichs und im Süden die alten Kolonialgebiete der Portugiesen. Im fernen Osten leuchtet wie eine Oase inmitten „herrenloser Länder“ das deutsche Usagara, und auch dort, wo am unteren Kongo die Grenzen der neuen Staatsgebiete hart an einander stoßen, weht von den Stationsgebäuden Naffis unsere Flagge, ein kleines deutsches Gebiet bezeichnend, das bestimmt ist, den Ausgangspunkt größerer Unternehmungen zu bilden.

Wer vor zehn Jahren diese Wandlung der Dinge in Afrika prophezeit hätte, er würde keine Gläubigen gefunden haben; denn unerforscht war damals noch das Innere des Landes, unbekannt selbst der Lauf des gewaltigen Stromes, der heute die wichtigste Handelsstraße jenes Welttheils zu werden verspricht. Aber der Zauberer ist erschienen, der den Schleier zu lüften vermochte, der das Unglaubliche that, und er selbst schildert uns heute die Geschichte seiner Schöpfung.

Es ist gewiß verlockend und interessant, diese Geschichte aus Stanley's Munde zu vernehmen, obwohl uns der Umstand zugleich zwingt, vorsichtig zu sein, zu prüfen, ob wir ein objektives Geschichtswerk oder eine Rechtfertigungs- und Aufklagechrift vor uns haben.

Ja, wenn Stanley mit bitterer Ironie über die Handlungsweise seiner Stellvertreter spricht, wenn er gegen den Schluß seines Werkes die Erklärung abgibt, daß er, da er über die Zufriedenheit des Königs von Belgien mit seiner langjährigen bitteren Arbeit keine schriftliche Anerkennung besäße, dem Leser es überlassen müsse, sich sein eigenes Urtheil zu bilden — dann sind wir geneigt, jenem Verdacht Raum zu geben.

Aber solche Betrachtungen bilden keineswegs den Hauptkern seines Werkes; sie bilden auch nicht das Fesselndste in ihm.

Es ist schon interessant, wenn wir den kurzen Brief Gordon's, des Opfers von Hartum, lesen, in dem er seine baldige Ankunft am Kongo seinem „lieben Stanley“ anzeigt, um „mit ihm und unter ihm“ die Sklaverei zu bekämpfen. Es ist interessant, solche Worte von einem Manne zu lesen, der bald darauf, unter schwierigen Verhältnissen, die Sklaverei im Sudan wieder gestattete. Es hat auch gewissen Reiz, zu erfahren, daß Stanley über den neuen ihm aufgedungenen Kollegen nicht besonders erfreut war und aus Brüssel Aufklärung über diese ihm mysteriöse Sendung wünschte. Aber das Hauptinteresse bei der Erörterung dieser Fragen liegt mehr zwischen den Zeilen, als in dem sehr vorsichtig Erzählten.

Auch die wissenschaftlichen und handelspolitischen Kapitel des Werkes bringen wenig durchaus Neues. Ueber den Europäer in Afrika, über das Klima u. s. ist schon viel geschrieben worden, und alle Welt kennt die vielleicht zu optimistischen Ansichten Stanley's, der in seinen Kongo so innig verliebt ist, daß er dessen Schwächen nicht sehen will oder besser gesagt nicht sehen kann.

Aber wer das Buch bis ans Ende gelesen, der wird auch finden, daß Stanley weder ein schlauer Diplomat noch ein Händler oder Rechner ist, daß er andere große Vorzüge besitzt, die in der Geschichte der Gründung des Kongo Staates wie helle Sterne leuchten und leuchten werden.

Stanley, der Städtegründer, der Straßenbauer, der Missionär der Kultur am Kongo, der fühne Entdecker — das ist der Mann, der unsere Sympathie im Sturme erobert. Auf diesem Gebiete seines Wirkens und Schaffens müssen wir ihn aufsuchen, dort ist er der Meister für Viele, ein leuchtendes Vorbild kommenden Geschlechtern.

Stanley der Städtegründer — haben wir gesagt. Ja, dieser Titel gebührt ihm, wenn wir auch zugeben müssen, daß die afrikanischen Städte, die er ins Leben rief, vorerst nur Stationen, nur einfache Niederlassungen bilden. — Der Titel gebührt ihm, denn nur dort ließ er Häuser bauen, wo ihm der Platz zur künftigen Gründung einer Stadt geeignet erschien, wo seine Station die Akropolis, die Burg zu werden versprach, um die sich später die Häuserflucht einer blühenden Handelsstadt schaaeren würde. Darum beginnt auch sein Werk mit dem Kapitel „Die Gründung von Vivi: Eine Geschichte der Arbeit“ so ungemein fesselnd zu wirken.

Dort, wo im unteren Laufe des Kongo die wildbrausenden Stromschnellen die Schifffahrt unterbrechen, liegt die wäldrige Gegend von Vivi. Der Handel hat sie gemieden, der religiöse Eifer dort kein passendes Feld für seine Thätigkeit gefunden und die Rauheit der Natur sogar den Zeloten abgestoßen. Aber Stanley ruft aus: „Jetzt laßt sehen, was aufmerksame Sorgfalt, geduldiger Fleiß und ein vertrauender Glaube aus derselben machen kann; die Kraft des Menschen ist groß, obgleich er nur ein schwaches vergängliches Geschöpf ist, doch mit Fleiß, aber vielen Tügen hat er schon wiederholt Wunder vollbracht; seine Lebenszeit dauert nur eine kleine Anzahl von Stunden, aber in jeder derselben legt er, vom Fleiße befeuert, einen Stein, und viele Steine machen eine Straße.“

Mit solchen Ansichten begab er sich ans Werk, und bald krönten Gebäude den Hügel von Vivi und schon jezt haben die muthigen Unternehmer die flammenden Eingeborenen den Titel „Bula Matari“, das heißt Felsenbrecher. Aber die neue Station steht auf nacktem Stein, den sengenden Strahlen der äquatorialen Sonne ausgesetzt. Auf dem Felsen muß ein Garten herbeisprechen und schattenpendende Baumkronen sollen über die Dächer ragen. So will es Stanley, und die Eingeborenen schleppen zwanzig Tage hindurch schwarze fruchtbare Erde vom Thal herauf, bis der Boden für einen 2000 Quadratfuß großen Garten bereitet ist. Nun pflanzt der Gründer Vivi die ersten Mango-, Orangen- und Limonensüßholze, säet Zwiebeln, Lattich, Postleins, fast Kürben, Tomaten und Melonen.

Nachdem Vivi gegründet war, unternahm Stanley eine Rekonnostrierung nach Nangila, um die zweite seiner wichtigsten Aufgaben zu erfüllen, eine fahrbare Straße zwischen den beiden genannten Orten zu bauen und auf ihr die Stromschnellen des Kongo umgehen zu können. Bevor er aber an die Arbeit ging, hielt er mit den Häuptlingen ein Palaver ab, in dem die Konstruktion des ersten Straßenbaus am Kongo ertheilt wurde. Es ist ein sonderbares Aftenstück — ein mündliches, das er uns aufbewahrt hat. Wir geben es in Rede und Gegenrede wieder:

„Häuptling De-de-de“, schreibt Stanley, „ist heute eine sehr wichtige Persönlichkeit; er hat aber auch seine Sache gut gemacht, indem er Boma durch das ganze Land geschickt hat, um die Mächtigen von Nangila zu einer wichtigen Konferenz zusammenzubringen. Nachdem die ceremoniellen Begrüßungen vorüber sind und ich die mir gebrachten Geschenke in gehöriger Weise entgegengenommen habe, eröffne ich das Palaver, indem ich ihnen den Zweck meiner Anwesenheit in Vivi mittheile und sie über die Gründe aufkläre, welche zur Veranlassung dieser Verammlung Veranlassung gegeben haben. Sie sind ihnen allerdings längst bekannt, die Urtage verlangt jedoch, daß dieselben ihnen nochmals öffentlich erklärt werden.“

„Ich beabsichtige eine Straße durch Euer Land von Vivi nach Nangila herzustellen, aber ich bin erst auf Euren eigenen Pfaden hiehergekommen, um auszufinden, ob es möglich ist, eine Straße anzulegen, auf welcher große, mit schweren Booten u. beladene Wagen passiren können; ferner um in persönlicher Unterredung mit Euch zu erfahren, ob Ihr Einwendungen dagegen zu machen habt, daß Ihr mir das Recht zur Herstellung dieser Straße gebt, denn es könnte vielleicht vorkommen, daß Euer Gärten und Felder gerade in der Linie einer guten Straße lägen und daß diese mit anders gebaut werden kann als direkt durch jene Gärten. Ehe ich Euch an die Herstellung einer Straße wende, welcher der erste heile Garten auf den wir stoßen, ein Ende machen kann, muß dieser Punkt nochwendigerweise besprochen und aufgestellt werden. Auch muß ich von Euch wissen, ob Ihr, wenn ich eine solche Straße mache, die für Euch ebenso wichtig ist wie für mich, von mir erwartet, daß ich jedesmal, wenn ich mit meiner eigenen Straße reise, Euch dafür bezahle. Ebenso will ich erfahren, ob Ihr gestatten werdet, daß Eure jungen Leute für einen guten Lohn an der Straße für mich arbeiten, wie die Bevölkerung von Vivi mir beim Bau meiner Stadt geholfen hat.“

Gegen vier Uhr wurde, nachdem sie mehrere geheime Beratungen abgehalten hatten, zu denen sie sich in einiger Entfernung von De-de-de's Dorfe versammelten und bei welchen es, nach dem lauten Sprechen und den lebhaften Geberden einiger der Redner zu urtheilen, zu sehr heftigen Debatten zu kommen schien, bei dieser ersten allgemeinen Beratung die Häuptlinge der verschiedenen Distrikte zwischen Vivi und Nangila förmlich mündlich vereinbart und mir mitgetheilt:

„Sie seien sehr erfreut darüber, daß wir in ihr Land gekommen seien. Es würde für das Land sehr gut sein, wenn eine Straße gebaut werden würde. Kein Häuptling habe irgend etwas gegen dieses Projekt einzumenden. Unsere Ansicht nach würde das Kommen des weißen Mannes nur Gutes schaffen. Gutes für die Häuptlinge und das Volk. Es bedeuete Handel und es seien alle Kaufleute. Der Weg nach Boma sei weit und viele fänden denselben und seine Schwierigkeiten. Sie würden sich daher alle freuen, wenn der Handel zu ihnen, bis vor ihr Haus komme. Deshalb könne die geplante Straße ohne Furcht angelegt werden, und es solle derselben in Zukunft keine Abgabe mehr erhoben werden; wenn der weiße Mann ein Papier für jeden Häuptling unterzeichnet habe und denselben jeden Monat ein kleines Geschenk für das Wegerrecht gebe, dann solle die Straße das Eigentum des weißen Mannes werden. Wenn dieselben

Wägen, Felder und Dörfer erreichte und es sei kein besserer Weg zu finden, dann solle der Eigentümer des Gartens oder Feldes oder Dorfes in gerechter Weise sagen, wieviel an Waaren er für die Verstärkung seines Eigenthums verlange, und nach der Bezahlung solle die Straße in Zukunft ungehindert bleiben, und Niemand brauche etwas zu bezahlen, wer dieselbe passirt. Die jungen Leute aus den verschiedenen Distrikten, welche sich durch Arbeit Geld zu verdienen wünschten, haben die volle Erlaubniß, sich auf so lange Zeit engagiren zu lassen, wie es ihnen beliebt. Es solle jedoch keine Schwierigkeit entstehen, und wenn die Wagen durch diesen Distrikt kommen, solle jedes Dorf Hilfe senden, dieselben weiterzuführen, bis sie den Distrikt passiert haben, und wenn das Dorf nicht Leute genug habe, sollten denselben die benachbarten Dörfer helfen."

Auf Grund dieser Koncession begann Stanley das Riesenwerk. Es wurde glücklich vollendet, obgleich er dabei den Tod von 6 Europäern und 22 seiner schwarzen Leute zu beklagen hatte, obgleich er nicht allein mit den Hindernissen der wilden Natur, sondern auch mit dem Aberglauben der Eingeborenen kämpfen mußte. Als er im Begriff stand, die tiefen, hohen Wälder des Kongona zu durchdringen, waren seine eingeborenen Hilfskräfte von Besorgniß erfüllt. Böse Geister, behaupteten sie, noch schlimmer als diejenigen von Janga, bewachen den Wald, und schon mancher unglückliche Bicht aus dem Innern, der seine Tiefen durchschreiten wollte, ist aus dem Bereiche der Menschen entführt worden. Als sie jedoch sahen, daß die übrigen Arbeiter diese Furcht nicht theilen und gemeinsam zum Angriff gegen die gezeichneten Bäume vorgehen, als die Äxte gehandhabt werden, das zähe, harte Holz zu Boden stößt und es in der unbekanntem Gegend Licht wird, da lassen sie wieder Muth und beginnen mit den scharfen Haden das kleine Unterholz auszuwutzen und mit Plantagemessern die Öffnung und den Wid zu erweitern.

So schreitet der Bau der Straße vorwärts. Dann wird der schwere mit dem Dampferboot beladene Wagen über steile Hügel geschafft — bald schallt dabei durch den Wald der monotone Gehang der Afrikaner, bald hört man ein lautes kräftiges „Hip, hip, hip, Gurrah“, wenn die Mannschafft auf der Krone des Hügels angelangt ist. Felsen verbergen den Weg, aber sie werden fortgeräumt, gesprengt — Bula Matari's Name bewährt sich und steigt im Ansehen bei den Eingeborenen.

Ein seltsames Kapitel! nennt Stanley diese Abtheilung seines Werkes — seltsam und wunderbar ist es in der That!

Als Stanley an einem Sonntag während des Straßenaues in sein Lager zurückgekehrt war, stürzte ihm ein junger Eingeborener entgegen und überreichte ihm einen Papierstreifen, auf welchem die mit Bleistift geschriebenen Worte standen: „Le comte Savorgnan de Brazza.“ Eine Visitenkarte im Urwald! Ob sie Stanley freudig überraschte? Wie er selbst geist, kannte er damals noch nicht die Bedeutung des französischen Wortes — er ahnte nicht, daß ein gleichwerthiger Rival ihm gegenüber stand, der schon am Stanley-Pool die Station Brazzaville besetzt hatte, während sich Stanley erst ansah, Leopoldville zu gründen. Vor dem Sergeanten Malamine, den Brazza dort zurückgelassen, mußte Stanley vom rechten auf das linke Kongo-Ufer weichen. Er hat das Gebiet nie wieder erobert, er mußte auf der Berliner Konferenz noch mehr dem gallischen Nachbar ausliefern.

Mit Stanley's Erscheinen am Stanley-Pool, jener feierartigen Erweiterung des Kongo, beginnt der interessanteste, spannendste Theil seines großen Werkes. Bis jetzt hat er den Widerstand der Natur zu bezwingen gewußt, nun muß er Menschen zwingen. Schwierig war jener Kampf, dieser wird aber noch schwieriger. Nach der Wilde ist die Spitze der Schöpfung, und seine Schlauheit und List sind nicht minder gefährlich wie die fieberisch-wangere Lust der Sumpfniederungen.

Die Gründung von Leopoldville hat eine seltsame Geschichte, voll von zwar unbedeutenden, aber interessanten Ereignissen, welche sich um zwei im Mittelpunkte stehende Perionen drehen, um die „Blutsbrüder“ Ngalsjema und „Bula Matari“.

„Ohne Zweifel“, sagt Stanley, „ist Bula Matari bekannt, wenigstens glauben viele, die seine Werke über Afrika gelesen haben, sich eine Idee von dem Manne machen zu können; allein wer konnte Ngalsjema beschreiben, ohne im Einzelnen die vielen erklärenden Vorfälle zu schildern, welche seinen eigenen Blutsbrüder erst nach geduldigem Studium diesen Mann ganz verstehen ließen.“

Wer ist denn Ngalsjema? Ein mächtiger Häuptling? Ja, für einen solchen hielt ihn Stanley, als er auf seiner ersten denkwürdigen Kongofahrt mit ihm die Blutsbrüderchaft schloß,

als solchen begrüßte er ihn und als solchem vertraute er ihm, da er zum zweiten Male nach dem Stanley-Pool gekommen war. Von ihm hatte auch Stanley Land in Kintamo zur Gründung einer Station gegen viele Geschenke gekauft, denn Ngalsjema wußte zu rechnen und kostete der Expedition mehr als alle andern Häuptlinge am Kongo zusammen. Aber Ngalsjema verkaufte, was nicht sein Eigenthum war. Er war kein Häuptling, sondern nur ein geschickter Eisenhändler, der sich großen Reichtum (Stanley schätzte seine Waarenvorräthe auf 60 000 Mart) erworben und seine Macht durch kluge Heirathen befestigt hatte. Er war außerdem ein Fremder im Lande, der nur mit Erlaubniß der eingeborenen Häuptlinge sich in demselben niederließ. In Folge dieses falschen Kaufes gerieth Stanley in die größten Verlegenheiten und Verwickelungen, wobei Ngalsjema bald als der größte Feind seines Blutsbrüders sich geberdete. Wir können hier unmöglich ein vollständiges Bild dieser romanartigen Vorgänge geben, die viele Kapitel füllen — nur eine Episode möchten wir erzählen, die eine der Künste veranschaulicht, mit welchen Stanley seinen „Freund“ zu einem süßsamen Menschen zu erziehen wußte.

Durch einen Boten des befreundeten Königs Matoko ersuhr Stanley, daß Ngalsjema mit 200 Gewehren aufgebrochen sei, um ihn aus dem Lande zu vertreiben.

„Das waren nicht sehr angenehme Nachrichten.“ schreibt der Verfasser, „die keineswegs dazu dienen, mich in künftigen Schlummer und ruhiges Vergessen einzuwiegen. Daß Ngalsjema 18 km so rasch zurückgelegt hatte und so plötzlich erschien, deutete darauf hin, daß seine Absicht ernst und sein Entschluß, meine lobenden voll erblähten Hoffnungen auf eine friedliche Lösung der Angelegenheit zu zerstören, ein unabweisbarer war.“

Der folgende Tag, Dienstag der 8. November, begann mit trübendem Regen, doch brach die Sonne gegen 10 Uhr durch und der Tag versprach schön zu werden.

Ngoma's Dorf, in dessen Nähe das Lager aufgeschlagen war, liegt auf einem schmalen, aber ebenen Ausläufer der östlichen Abhänge des Jumbi-Berges, von denen noch mehrere ähnliche Rücken hervorgehen, die durch bewaldete oder mit Unterholz bedeckte Schluchten — die Betten kleiner kristallheller Ströme — von einander getrennt werden. Auf dem, dem wirrigen zunächst gelegenen Ausläufer stand das Residenzort Matoko's und wir erwarteten deshalb aus dieser Richtung das Verannahen Ngalsjema's, was freilich, wenn erst die offenen Feindseligkeiten erklärt waren, ohne die Gefahr vollständiger Vernichtung gänzlich unmöglich war. Ngalsjema, obgleich ein Barbar, war jedoch viel zu schlau, um seine Operationen auf diese Weise zu beginnen, viel wahrscheinlicher war, daß er im Vertrauen auf die frühere Brüderchaft und das gegenseitige Austausch von Höflichkeiten, mit lächelndem Gesichte die brüderliche Liebe zur Schau tragend, zur prahlerischen und lärmenden Begrüßung ins Lager kommen und hoffen würde, uns beim geselligen Trinken des Palmweins zu überraschen.

Ich ließ daher meinen Leuten durch meinen Felddiener sagen, sie sollten sich am äußersten Ende des Ausläufers, wo sie von etwaigen Spionen auf Matoko's Hügel nicht gesehen werden konnten, versammeln, und begab mich wenige Minuten später selbst dorthin, um mich zu überzeugen, daß sie auch wirklich Alle am Platze seien.

Die Instruktionen, welche ich ihnen ertheilte, waren nur kurz, damit sie dieselben besser im Gedächtniß behalten könnten:

„Gehe Jeder von Euch in seine Hütte und lege den Patronengürtel um, achtet Alle darauf, daß die Taschen mit Patronen gefüllt sind. Legt eure Gewehre unter die Schlafmatten oder Grasbetten. Ihr Alle, mit Ausnahme von Sufi's (A) Leuten, vertheilt Euch dann in dem Busche auf dieser Seite des Hügels. Einige legen sich im „En Avant“ auf dem Wagen, andere hinter meinem Felte, ein Dutzend im Vortrathsetzte nieder und Einige bleiben als angeblich Kranke in den Hütten. Einzelne wie viel Leute ins Lager kommen oder was Ihr hört, Ihr dürft Euch nicht von der Stelle rühren, bis Ihr den Gong hört. Aber wenn Ihr den Gong hört, dann springt Alle auf, ergreift eure Gewehre, stürzt wie Verrückte schreiend, herauf und schwingt die Gewehre so wüthend, wie die Ruga-Ruga von Unjamwest! Habt Ihr verstanden?“

„Juchallah!“ riefen sie.

Sufi's Abtheilung mußte sich dagegen auf dem offenen Terrain niederlegen und eine gleichgültige indolente Haltung annehmen.

Eine Viertelstunde später sah ich eine lange Reihe von Männern an Matoko's Hügel nach dem zwischenliegenden Thale hinabsteigen; ich zählte im Ganzen 197 Personen jeglichen Ranges in der Expedition Ngalsjema's, Trommeln, Trompeten und Eingeborenenmusik kündigten an, daß der Häuptling in großem, feierlichem Staatsaufzuge komme.“

Wir übergehen den spannenden Dialog, der sich nunmehr zwischen den beiden Blutsbrüder entwickelt und den Ngalsjema mit folgenden Worten unterbrach:

„Wenig, genug!“ schrieb er. „Ich sage Dir zum letzten Male, daß Du nicht nach Kintamo kommen sollst. Wir wollen keine Weißen in unserer Mitte haben. Laß uns gehen, Endjeli!“

Mit diesen letzten Worten, fährt Stanley fort, „schob er die Thür des Zeltes besetzte und schritt hinaus, während die unterbrochene Lebenskraft deutlich in seinen Zügen zu lesen stand. In der Nähe des Zeltes

* Der kleine Dampfer, den Stanley mit sich führte.
** Die Welt weit.“ Die Sambar-Regen hat bekanntlich Mohammedaner.

einen Augenblick unerschlossen stehend, entdeckte er den großen chinesischen Gong, der an einer von zwei gabelförmigen Stangen getragenen Dreifachstange hing.

„Was ist das?“ fragte er, auf den Gong zeigend.

Ein Fetisch, erwiderte ich bedeutungsvoll.

Sein Sohn Endjeli, der weit gewisiger zu sein schien als der Häuptling, küßte diesem zu, er glaube, es sei das eine Glocke, worauf Ngalsjema rief:

Bula-Matari, schlage dies; laß mich es hören.

O Ngalsjema, ich darf nicht; es ist der Kriegsfetisch!

Nein, nein, erklärte er ungeduldig. Schlage es, Bula-Matari, damit ich den Klang höre.

Ich darf nicht, Ngalsjema. Es ist das Zeichen zum Kriege. Es ist der Fetisch, der die bewaffneten Männer herbeiruft; es würde zu schlimm sein.

Nein, nein, nein! Ich fordere Dich auf zu schlagen. Schlage es, Bula-Matari, wiederholte er nochmals, in kindlicher Ungebild mit dem Fuße stampfend.

Gut dem, entgegnete ich, den Köppl in die Hand nehmend. Aber bedenke, daß es ein böser Fetisch, der Fetisch des Krieges ist. Und während ich den Schlägel hoch hob, fragte ich nochmals: Soll ich jetzt schlagen?

Schlage, ich sage Dir, schlage!

Mit aller Kraft schlug ich auf den Gong; der laute glockenähnliche Ton klang bei dem allgemeinen Schweigen, welches während unserer Unterredung unter den aufmerksamen Begleitern Ngalsjema's und auf dem ganzen Schauplatz herrschte, schon äußerst beunruhigend; aber als die rasch auf einander folgenden Schläge auf den Gong fielen, glaubten sie den Donner zu hören. Noch hatten sie sich nicht von ihrer ersten Ueberraschung erholt, als sie Menschengestalten über den gerade über ihrem Kopfe befindlichen Bord des En Avant springen sahen, aus meinem Zelte das Kriegsgeschrei in ihr Ohr schallte und in der schwarzen Schlucht hinter ihnen ein Strom wüthender Wahnwüthiger aus dem Erdboden hervorzudringen schien. Das Vorrathszelt war in heftiger Bewegung und stürzte schließlich zusammen, und aus dem Innern sprang eine Horde Dämonen heraus, einer noch wilder als der andere. Die einzelnen trugen, verpackten Männer wurden zu Wüthenden, aus allen Hütten, unter den Schlafstellen strömten die bewaffneten Krieger hervor, sodah die von panischem Schrecken ergriffenen Eingeborenen glaubten, Himmel und Erde seien in Bewegung gesetzt, um die beständig zunehmende Zahl der bewaffneten Krieger noch zu vermehren. Alle anwesenden Eingeborenen, ob Freund ob Feind, verloren vor dieser fürchterlichen Scene die Fassung, die noch sitzenden Krieger ließen ihre Gewehre im Stich, sprangen auf und ergriffen vor dieser seltsamen Sündfluth die Flucht, die Munitionsträger warfen ihre Kisten fort, sodah dieselben zerbrachen und das Pulver und die Metallstückchen über den Erdboden zerstreut wurden, und Ngalsjema stand stumm und starr, wie vom Schläge getroffen. Zu dem Arm laufend, sagte ich laut zu ihm:

Fürchte Dich nicht, Ngalsjema. Bedenke, daß Bula-Matari Dein Bruder ist. Stelle Dich hinter mich, ich werde Dich schützen!

Vor mir schrien und wütheten die Sanftbarer, indem sie mit gellendem Kreischen ausriefen:

Ja, ha, Ngalsjema! Du bist gekommen, um mit Bula-Matari zu kämpfen. Wo sind Deine Krieger, Ngalsjema?

Unbarmherzige, blutdürstige Wuth konnte kaum natürlicher dargestellt werden, als wie es von meinen schwarzen Schauspielern bei dieser so plötzlich improvisirten Scene geschah. Ihre scheinbare Raserei freiste fast an Wirklichkeit, und wäre ich nicht in das Geheimniß eingeweiht gewesen, so würde auch ich mich haben täuschen lassen; mit welcher ich meinen armen Bruder verteidigte, der mich mit beiden Händen um den Leib gefaßt hielt und von einer Seite zur andern tanzte, um den wüthenden Streichen der wie Wahnwüthige anschauenden Krieger zu entgehen, während der junge Endjeli sich an seinem Vater festhielt und dessen Bewegungen mitsprach, erinnerte mich an das längst vergessene Spiel Puppe und Kuchlein, mit welchem wir in der Schule die Freistunden hinzubringen pflegten.

Rette mich, Bula-Matari, laß sie mir nichts thun! schrie Ngalsjema. Ich habe keine böse Absicht gehabt.

Halte Dich fest, Ngalsjema; halte Dich gut an mir fest. Ich werde Dich verteidigen, fürchte nichts! Kommt nun, kommt alle! Ah, ha!

Das Lager war fast leer von unsern Bewachern, welche größtentheils die Munition zurückgelassen und die Gewehre über den Boden verstreut hatten. Die Posten war ausgezeichnet zu Ende gespielt worden.

Genug, Leute; stellt Euch auf und Stillgestanden! schrien Sufi und die andern Aufseher, und die gehorsamen, gut eingezirkelten Burischen kamen sofort zusammen und stellten sich mit der Präcision alter gedienter Soldaten mit Gewehr über auf. Als Ngalsjema dann, von diesem neuen Schauspiel und der veränderten Scene aufs höchste überrascht, mich los und die Arme sinken ließ, faßte ich ihn bei der Hand und fragte mit gewinnendem Lächeln:

Nun, Ngalsjema, wie denkst Du jetzt über den Fetisch des weißen Mannes?

Ich habe mich nicht gefürchtet; glaubst Du das? Sieh, meine Leute sind alle davongelaufen. O, die Feigen! Nur Endjeli und Gantschu sind bei mir geblieben. Aber sage mir, Bula-Matari, woher sind alle diese Leute gekommen?

O, das ist der böse Fetisch, von dem ich Dir gesagt habe. Willst Du noch mehr sehen? Komm, ich will den Gong nochmals schlagen, vielleicht ist die nächste Scene noch wunderbarer als die erste.

Nein! freischte er und legte die Hand auf meinen Arm. Nein, nein, berühre es nicht. O, das ist gewiß ein böser Fetisch, fügte er ernsthaft hinzu, die runde unschuldige Oberfläche des Gongs mit Kopfschütteln betrachtend.

Nun, blicke nochmals jene Leute an, Ngalsjema, sagte ich, auf die lächelnden Gesichter meiner Arbeiterkolonnen deutend.

Achtung! Augen rechts! Vorwärts marsch, Ihr Alle, und nehmt kein Geräusch; legt Eure Gewehre fort und gehe Jeder wieder an seine Arbeit. Vorwärts marsch! Damit setzte sich die Truppe in Bewegung und verschwand; Ngalsjema begann wieder Muth zu fassen und Endjeli und Gantschu lachten und riefen, die Klüchtigen sollten wieder herkommen. Nach einer halben Stunde waren Alle wieder im Lager und unter allgemeiner lärmender Heiterkeit, bei welcher Ngalsjema's Lachen dasjenige aller übrigen überlante, erzählte der eine dem andern seine persönlichen Erfahrungen und Beobachtungen.

Aber Ngalsjema und seine Leute machten trotz dieser Heiterkeit Stanley noch viel zu schaffen, vertrieben sich wohl auch zu schlechten Witz, indem Endjeli Stanley auf dessen Zimmer einsteigen und mit dem Schlüssel davonließ. Dabei verlor aber Stanley niemals die gewohnte Ruhe, er klagte gegen die Mißthaten der beiden Hauptlingen und gewann glänzend seine afrikanischen Praetexte. Wer wissen will, wie Stanley zu Macht und Ansehen in Afrika gelangte, der lese dieses Kapitel, der präge sich dieses herrlichen Bild des Lehrers und Civilisators der wilden Stämme ein. Wenn der künftige Kongodichter, von dem Stanley spricht, nur ein Cooper des Kongo jemals entstehen wird, dann werden in seinen Werken die beiden Gestalten „Bula-Matari“ und Ngalsjema gewiß die Hauptrolle spielen müssen.

Wir haben noch Stanley's als Entdeckers zu gedenken, auch in dieser seiner hervorragenden Eigenschaft stellt er sich uns in seinem neuesten Werke vor. Mit dem kleinen Dampfer „En Avant“ fährt er gegen den Strom, und da ihn neue Probleme fesselten, so fuhr er trotz der falschen Berichte der interessanten Königin Gantabo nicht um, bis er den großen Leopold II. entdeckte. Auch aus diesem Kapitel wollen wir eine Episode herausgreifen; sie schildert den überwältigenden Eindruck, den das Geschehen des ersten Dampfers auf die Eingeborenen ausübte, und zugleich die Gutmüthigkeit und das launige Temperament des kleinen Forschers.

Als wir gegen 10 Uhr aus einer langen baartigen Bucht des Landes herauskamen, bemerkten wir in der Mitte des Sees ein halbes Dutzend Kanoes. 3 km weiter hinaus noch ein anderes und, nachdem wir ein seltsame Spitze umfahren hatten, das Dorf, in welchem jene Kanoen zweifelsohne zu Hause waren. Wir hatten also eine ausgezeichnete Gelegenheit, um uns über das Land zu informieren und vielleicht frische Fische und Nahrungsmittel zu erhalten. Wir hielten deshalb nach der Spitze zu; da diese eifrig mit dem Einholen ihrer Netze beschäftigt waren, konnten wir uns bis auf 1 1/2 km Entfernung nähern, ehe in unsere Gegenwart bemerkten. Und wie mühen wir ihnen erwiderten. Ein langes weißes Boot mit weitem, ausgebreitetem Füllgel, das in ganz seltsames Geräusch machte und nicht die geringste Reibung mit irgend einem Thier hatte, von dem sie je gehört! In Verzweiflung schickte sie die Hände auf. Einer scheint mehr Geistesgegenwart zu haben als die anderen, ergreift sein Ruder und treibt das Boot in unmittelbare Nähe. Ein vorzüglicher Gedanke, sagen offenbar die anderen, und er tauchen ihre Ruder tief in das schwarze Wasser, sodah die kleinen Kanoes mit großer Schnelligkeit fortgetrieben werden und im Auge über den See hinwegjagen. Nur der Mann in dem einsamen Kanoe ist so geräuschlos wie ein Einholer der Netze vertieft, daß er noch immer keine Ahnung von der ihm drohenden Gefahr hat. Da, horch! Was ist das? Was ist das? Ein seltsam stöhnendes, pfeifendes, klägliches und klapperndes Geräusch. Er dreht sich nach unserer Richtung um und erblickt ein wunderbares Ungeheuer, ganz weiß, mit einem hohen Flügel und ein paar sich bewegende Klappen, welche das Wasser hinter sich in langgestreckte Wellen aufwirft. Er fällt wie vom Schläge getroffen ins kleine Kanoe und scheint sich für machen zu wollen, ob das Wirklichkeit oder ein ihm offener Traum ist. Ohne Zweifel fliegt der Gedanke durch sein Hirn: Noch vor einem Augenblicke sah ich mich nach allen Seiten um und bemerkte nichts Schreckliches, das mir Furcht oder Angst machen könnte, und nun? Woher kam das Ungeheuer gekommen sein? Es ist sicher ein wilder Traum!

Aber unaußersprechlich wieder trägt der leichte Wind die starken vermuthlichen Töne und das tiefe aber kräftige Seufzen an sein Ohr; er ist das verzweifelte Herummirbeln der Scharfblätter und sieht die langgestreckten, rollenden Wellen im Kielwasser. Mit wilder Energie springt er auf, wirft noch einen raschen Blick um sich und begriff mit aller Wirklichkeit, daß, während er als gedankenloser Narr am hellen Tage seinen Traumereien nachgegangen hat, er von seinen Freunden im Stich gelassen worden ist. Allein so lange noch Leben, ist auch noch Hoffnung, er lauert nieder, ergreift das Ruder, taucht es auf dieser Seite und auf seiner Seite ein, und willig seinem Befehl und den langen Schlägen gehorchend, springt der zielliche, wie eine Speerpipe scharfe Kahn über das Wasser.

Nicht das Segel ein, Jungen! Das Segel wird aufgerollt und es zeigt sich eine hohe dünne Stange, während hinter demselben ein schwarze Säule steht, welche Feuer und Rauch aus ihrem Munde speit.

Näher und immer näher kommt der Dampfer dem stehenden Kanoe, allein plötzlich treibt der schwarze Infasse dasselbe mit einer Drehung des Ruders in rechtem Winkel zur Seite, während der „En Avant“, überrascht von der unerwarteten Schwenkung, in rasendem Laufe geradeaus fährt, aber binnen kurzem setzt er die Jagd fort, indem er dieses Mal



Am Seltersee bei Guntin.
Nach dem Original von Fr. Gehl.

Bewegung des Kanoes genau beobachtet. Der geängstigte Mann hat mittlerweile wilde Blicke über die Schulter geworfen; er bemerkt, wie das Ungethüm, das seiner aufgeregten Phantasie immer größer erscheint, rasch herankommt, und er hört das schreckliche Geräusch der Räder, das Nechzen der Maschine und das Puffen des Dampfes. Noch einen Blick wirft er hinter sich, aber derselbe scheint ihn vollständig zu überwältigen; im nächsten Augenblicke springt er, „ach Gott!“ über Bord und wir lagen an dem leeren Kanoe vorbei.

„Aledi, Dualla! Wir wollen um die Stelle herumkehren, wo er über Bord sprang; wenn er wieder auftaucht, springt über Bord und fangt ihn.“ Wir wandten den Dampfer um und fuhren langsam nach dem leeren Kanoe zurück, in dessen Nähe der Schwarze schwamm. Als wir in die Nähe kamen, tauchte er plötzlich unter, doch waren unsere beiden Matrosen wie der Blitz hinter ihm her. Es war ein hübscher Anblick, als die beiden größten Gestalten wie Haifische auf ihre Beute losstürzten: sie brachten ihn bald herauf und schwammen, ein Jeder einen Arm des Eingeborenen haltend, nach dem Dampfer. Wir hoben ihn faust herauf und setzten ihn auf das Segel, geduldig wartend, bis sein Puls weniger wild schlug und seine fürchterliche Aufregung sich beruhigte.

„Komm, Anfoli, sprich milde mit dem armen Mann.“ Die begleitenden Worte und klagenden Töne Anfoli's erhalten keine Antwort.

„Versuche es noch einmal — noch sanfter, Anfoli.“ Und wieder fragt Anfoli ihn in beruhigendem, küsserndem Tone, wie sein Name sei.

„Was habt Ihr mit mir vor? Es sind in unserem Dorfe viele bessere Leute als ich.“

„Wieso bessere Leute?“ frage ich. „Was meint er?“ „Er meint“, sagte Anfoli, „es seien bessere Sklaven im Dorfe als er.“ „Ah, es sind also Sklavensünger hier gewesen. Woher sind sie gekommen?“

„Wie kann ich das wissen? Ich habe diesen See nie vorher gesehen; vielleicht Santabi oder Jungia von Ngete.“

Nachdem wir offenbar alle Informationen erhalten hatten, die der arme Teufel uns geben konnte, nahm Dualla zwei Hände voll glänzende Perlen und ein Duzend Tücher, holte dann das Kanoe längs des Ufers und ersuchte den Eingeborenen, sein Boot zu besteigen, worauf er letzteren die Tücher, Perlen und ein kleines Bäckchen Kauris (Muschelschale) im Boot gab. Sobald der Eingeborene begriffen hatte, daß er ein freies und reicher Mann sei, brachte er eine solche Distanz zwischen sich und uns, daß es uns zur Unmöglichkeit wurde, ihn wieder zu fangen, selbst wenn wir dies gewollt hätten. Als das Boot noch wie ein kleiner Fisch erschien, richtete er sich zu seiner vollen Höhe auf, ein Zeichen, daß er nun erst sicher war, sein altes Leben wieder beginnen zu können.

Doch genug der Auszüge! Das, was wir berichtet haben, beweist ja deutlich, daß Stanley bei der Abfassung seines Buches nicht ausschließlich die Gelehrten als seine Leser im Auge hatte. Sollte seine Geschichte der Gründung des Kongostaates jemals vollständig werden, so müßten in dieselbe auch alle jene kleinen Züge aufgenommen werden, die den Charakter der Eingeborenen wiedergeben, alle jene kleinen Erlebnisse, die für sich einzeln genommen als lustige Abenteuer erscheinen, in ihrer Gesamtheit aber eine Kette lässigster Hemmnisse bilden, die nur durch Mühen und Geduld überwunden werden konnten. Mit vielen Gleichnissen und Beispielen hat Stanley sein Werk ausgeschmückt, und er hat damit das Buch warden von Haus zu Haus und Sympathien wecken allüberall für den „Felsenbrecher“ am Kongo und für den jungen Staat, dem noch viele Kämpfe beschieden sind, über den aber die Götter des Friedens und Glüdes wachen mögen. Zt. 3.

Unter der Ehrenpforte.

Von Sophie Jungkans.

(Fortsetzung.)

Unter der Ehrenpforte, mehrere Stufen über dem Boden erhöht, befand sich eine weite, ganz in Scharlach und Gold ausgeschlagene Estrade und darauf standen prächtige Sitze für das fürstliche Brautpaar und ihre vornehmsten Gäste; hier war es, wo, nachdem die erlauchete Gesellschaft Platz genommen hatte, die Ueberreichung der Geschenke der Stadt an die Landgrafenbraut stattfand.

Es nahm dieser Theil der Festlichkeiten, wie man denken kann, keine geringe Zeit in Anspruch, besonders da die Fürstin zwischen durch mit lateinischen sowohl als deutschen Reden und Gedichten, die keineswegs alle kurz waren, angeprochen wurde. Doch war man in jener Zeit an starke Dosen in Spiel und Scherz wie im Ernst, im Genießen sowohl als im Ertragen gewöhnt, und die hohe Frau hielt bewundernswürdig Stand; sie soll sogar zuguterletzt, das heißt nach Verlauf von mehr als drei Stunden, dem würdigen Doktor Avenarius für sein lateinisches Carmen mit ein paar wohlgeleiteten Worten in der Sprache des Carmen mit ein paar wohlgeleiteten, und dazu mit dem frischesten Lächeln, gedankt haben!

Die Herzen der Jüngster gewann Gräfin Sabine sämmtlich, wo dies nicht schon vorher gechehen war, durch die Art, wie sie eine jede Gabe aufnahm, ihrem Staunen und ihrer Freude darüber unverhohlen Ausdruck gab und zugleich sehr wohl merken ließ, wie sie den besonderen Werth eines jeden einzelnen Gegenstandes zu schätzen wisse. Ganz besonders gewinnend erwies sie sich auch gegen ihr eigenes Geschlecht, wo ihr dasselbe huldigend sich nahte, gegen die blumenpendenden jungen Städterinnen und die Töchter der fremden Weber, welche das Festgeschenk dieser Schutzbefohlenen ihres Gatten ihr überbrachten. Da hatte sie eine frante und zugleich mütterliche Art, welche alle Schüchternheit verbannte. Kostend fuhr sie der hübschen Rosine Küllwetter, einer der Blumenpendenden, um das weiche Kinn und klopfte ihr die Wange, hieß auch die Mädchen in ihrer Nähe bleiben, diese sowohl wie die Webertöchter, die letzteren als halbe Landsmänninnen von ihr, wie sie freundlich sagte. Und so umgab denn dieser anmuthige Kranz die Stufen der Estrade, auf deren oberster die Fürstin noch immer unermüdblich verharrte, der Landgraf etwas hinter ihr.

Sogar das rechnete der allgemeine gute Wille der Gräfin hoch an, daß sie ihre helle Stirn, das fürstlich zarte Weiß und Roth ihres Angesichtes so lange der Sonne ansah und des Schutzes der weiter hinten über der Estrade aufgespannten seidnen Decken, so wie des hoch über allem aufsteigenden Ehrenbogens sich begab, um

recht nahe an die Huldigen herantreten zu können. Es war aber auch, als wenn die Sonne ihr das Dank wüßte und mit rechter Lust ein Bild bestrahlte, so reich und prächtig, so voll dem heiterem kräftigen Leben, wie es ihr feurigem Auge selten beglückt mochte — ein Bild, an dem nur Eines, nur die unabweisbare Vergänglichkeit, zu beklagen war.

Und schon jetzt nahte der Zeitpunkt, wo dies Bild sich auflösen und gleichsam zerrinnen sollte. Die Geschenke waren da gebracht und die Reden gehalten worden; eine Bewegung that sich kund, als ob nun bald ein anderer Akt dieses prächtigen Schauspiel's beginnen werde. Nur Derjenige, von welchem erst der Anstoß für eine Veränderung der Scene ausgehen mußte, der Landgraf selber, zögerte noch.

Die Wahrheit zu berichten, war der hohe Herr, so wenig man dies seinem ruhigen, sogar etwas schwerfälligen Kenner an sehen mochte, innerlich in ungewöhnlicher Bewegung. Es war nämlich dieser Empfang durch die Bürgerschaft der wichtigsten Stadt des Landes, es waren diese Geschenke an die landgräfliche Braut so überraschend prächtig ausgefallen, und es überstieg das Alles soweit die Erwartung, daß es ihn förmlich aus dem Gleichgewicht gebracht hatte. Doch kam ihm jetzt keine ruhige, schwermüthige Art zu Hilfe: man war es an ihm gewöhnt, daß er nicht viele Worte machte. Ein Mann war es, gegen welchen er seine Bewegung, zum Theil wenigstens, in kurz hervorgestohlenen Sätzen, haben Ausrufen, Lust machte, ein Mann, der dieselben trotzdem wohl verstand und welchen sie mit frohem Stolz erfüllte, und dieser eine war der Bürgermeister der Stadt, der Doktor Tiedemars.

Der Landgraf hatte den Doktor die ganze Zeit über neben sich gehalten, hatte ihm bald zugenickt, bald, die Ueberreicher der Geschenke betreffend, eine kurze Frage an ihn gerichtet, hatte, mit einem Worte, vor allem Volk dargehan, daß er den Bürgermeister mit all diesem in Verbindung brachte. Denn das fühlte der Fürst wohl: insofern gerade der Werth und die Pracht der dargereichten Hochzeitsgaben die allgemeine Billigung seiner Wahl zum Ausdruck brachte, hatte er Niemand so sehr dafür zu danken, als dem klugen Manne neben sich. So fand er sich denn auch im weiteren, glänzenden Verlauf dieser Huldigungen von einem immer lebhafteren Gefühl überraschter Dankbarkeit gegen den Bürgermeister erfüllt, und gerne hätte er dieser Empfindung vor aller Welt einen so recht bedeutsamen Ausdruck verliehen.

Eine schwere goldne Kette hatte er jetzt, da die Ueberreichung der Gekrönte zu Ende war, vom Halse genommen und sie mit einem gnädigen Worte dem Bürgermeister umgehängt zu der andern, von der kaiserlich römischen Majestät selber empfangenen, welche der Doktor schon über dem schwarzjammetnen Festwams hing. Den ehrerbietigen Dank des Bürgermeisters wehrte er kurz mit den halbblauen Worten: „Wir sind noch immer tief in Deiner Schuld, Jakob Tiedemars, aber wir wollen's wett machen.“

Die Hand auf des Bürgermeisters Schulter gestützt, stand er da und ließ den Blick über das festliche Gedränge gleiten. Da blieb derselbe an einer jugendlichen Gestalt ganz vorne an den Stufen haften, der eines schlanken jungen Mannes, welchem die reiche Festtracht überaus wohl stand, wenn nur der Ausdruck des hübschen Gesichtes ein wenig besser dazu gepaßt hätte.

Mit rascher Frage wandte sich der Landgraf an den Bürgermeister: dieser bejahte und nun sah man alsbald den jungen Mann nach verwundertem Aufblick die wenigen Stufen ersteigen und erköhnt vor dem fürstlichen Paare stehen.

War gültig begrüßte die Gräfin Sabine den Sohn des Bürgermeisters, denn dieser war es, welchen ihr Gemahl eben vor sie hin gerufen hatte. Ihre muntern Augen hingen mit unverhohlenem Wohlwollen an dem jungen Manne, während sie einige Fragen an ihn richtete. „Nur Eure eignen Augen, Herr, dürften festlustiger und milder ernsthaft dreinschauen,“ hatte sie eben neidend gesagt, als der fürstliche Gemahl sich mit leiser Rede an sie wendete.

Sie hochte lächelnd auf; Georg war indessen geziemend wieder zur Seite getreten. Dem Landgrafen war ein Gedanke gekommen. Mit kurzen Worten verständigte er die Dame, und auch ihr mochte die Sache nicht übel scheinen. Ihr Gemahl hatte ihre Aufmerksamkeit auf die ganz in der Nähe noch weilenden Jungfrauen gelenkt. Dort befand sich diejenige, welche der Bürgermeister dem Landgrafen auf seine Frage als die von den Eltern dem Sohne bestimmte Braut gezeigt hatte.

Nun traf es sich, daß dort allerdings Rosinden Kälwetter recht vorne an stand. Sie hatte diesen in die Augen fallenden Platz die ganze Zeit über tapfer behauptet, sogar mit einigen verflochtenen Ellbogenstößen nach hinten, die dem rosigem Jungfräulein gewiß keiner von all den Vielen, welche sie heute bewundernd betrachteten, zugetraut hätte. Sie war aber auch gar zu reizend und appetitlich anzusehen in dem Festkleide von granatfarbenem Atlas mit weißseidenen Puffen, und aus der klaren Spigenkrause hob sich die runde, feste Kehle und das apfelartige Angesicht mit solcher Frische und solchem Schmelz hervor, daß man hätte hinein beißen mögen, wie unter den Zuschauern auf der Gasse ein Alter mit wässerndem Munde behauptete.

Log nun um die frischen, aber ein wenig zu fest aufeinander gepreßten Lippen ein gewisser Zug, der bei näherer Betrachtung zum „Anbissen“ doch nicht gerade ermunterte, so galt dieser nicht der allzu dreisten Bewunderung der Menge, sondern einzig und allein der Nachbarschaft, in welche Zufall oder Fügung Rosinen nun schon Stunden lang verlegte. Sie war nämlich, wie es sich traf, als Gräfin Sabine sie und ihre Genossinnen zur Seite winkte, laut neben die Tochter des Meister Lutas zu stehen gekommen.

Wer es hätte wissen können, wie Haß und Grimm im Busen Rosinens wühlten! und wie die Gluth auf ihren Wangen, welche sie noch schöner machte, da sie einen ihrer Hauptreize, den Farbenschmelz des Angesichts, erhöhte, eigentlich nur die Röthe des Zornes war! Ein Trost nur freilich, daß Rosinden keinen Augenblick das Bewußtsein davon verlor, wie gut ihr die Rurpuckwangen standen. Und wenn ihr Bürgerhochmuth sich krümmte unter der Jankstade, die sie hier mit der von ihr so gering geachteten auf eine Stufe stellte und sie und jene Stunden lang für das Volk zum selben Schauspiel vereinte, so kam es Rosinen während der ganzen Zeit doch kein einziges Mal in den Sinn, es könne Anstößig und Gestalt jener Andern neben ihr auch nur irgend einen Anspruch auf Beachtung erheben.

Und doch gab es unter den Zuschauern wenn nicht viele, so doch immerhin einzelne und nicht die schlechtesten Kenner, welche ganz anders dachten. Denn nicht nur daß die Festtracht der Probantinnen in ihrer strengen Eigenthümlichkeit etwas sehr Staatliches hatte — es konnte auch eine so edle, ebenmäßige Gestalt wie die Hildens in diesem für sie wenigstens kleidsamen Schmuck nicht anders als manchen staunenden Blick auf sich ziehen. Helle, hellere Farben freilich verbannte der ernste Sinn der kleinen

Gemeinde, dem Eindruck aber, welchen Hildens stolz getragene Gestalt zu machen fähig war, that dies keinen Abbruch. Ja, man hätte sagen können, daß sie sogar neben der glänzenden Fürstin noch fürstlich aussehe in dem dunkeln Gewand von schwerem Stoffe und entsprechend reichem Schnitt; und ganz eigen und reizvoll erchiene das klare Oval ihres Gesichtes unter der schleierartig um Stirn und Wangen und über den Nacken niederfallenden Spigenhaube, die von festanliegenden Silberplatten an den Schläfen gehalten wurde. Es war dies ein Schmuck, der die wunderhohle Form des für ihre schlanke Höhe kleinen Kopfes bei Hildens noch besonders hervorhob.

Wie dem auch sei, und ob auch dies Alles Vorzüge waren, welche nur dem feinem Auge auffielen — Einen gab es, der sie mit den Blicken nicht nur, der sie mit allen Sinnen empfand, und den sie gleichsam auf allen Punkten seines schmerzhaft empfindlichen Wesens reizten und verwundeten. Georg hatte diese ganze lange Zeit hindurch fast unbeweglich unten auf der Gasse, hart an den Stufen der Estrade, gestanden, wo er Hildens sowohl wie Rosinen etwas über sich und gerade gegenüber hatte. Er wollte leiden, heute noch ein Mal, mit ganzer Seele . . . er sog den Anblick der Geliebten in sich hinein unter schmerzlichem Genießen, etwa wie der Bisher, der den mystischen Rosenkranz fest an sein Herz drückt, sodaß der Duft ihn fast berauscht, während zu gleicher Zeit die Dornen ihn zerfleischen.

Und wunderbar war es, wie in all dieser Menge etwas wie ein geheimer Zauber diese Beiden ausfonderte, so daß sie eigentlich nur für einander da waren. Denn auch Hilde lebte während dieser Stunden allein im Empfinden der Nähe des Geliebten. Sie wurden nicht inne, wie die Zeit verging, noch achteten sie groß auf das glänzende Schauspiel vor ihnen, als sich die Szenen desselben lästig in den Raum zwischen sie und ihre Blicke drängten. Und von Blick zu Blick lebten sie nur. Auch Hilde, von dem erhöhten Daseinsgefühl dieses Tages getragen, gab sich willig in den Bann und tauchte wieder und wieder ihre schönen Augen wie zum Abschied sehnsüchtig tief in die heißen Jünglingsaugen, die sie immer dieses Blickes wartend fand. Ihr war zu Muthe, als möge noch heute kommen was da wolle; als dürfe sie an diesem einzigen Tage aus dem schäumenden Lebenskelche sich satt trinken, süßes Weh und bittere Lust, genug für ein Leben lang.

Bei all diesem konnte es geschehen, daß Rosine, die, wie gesagt, ganz nahe an Hildens stand und sich für das Ziel so vieler Blicke halten durfte, auch die beharrliche stumme Hudbignag des hübschen Bürgermeistersohnes unten an den Stufen im Stillen auf ihr Theil setzte. Ihr Herz klopfte unter dem Atkasmieder und den kostbaren Spangen aufs neue höher auf in einer Hoffnung, die sie zuvor noch keineswegs ganz aufgegeben hatte. Zur selben Zeit aber achtete sie scharf auf Alles, was um sie her vorging, denn Rosine war nicht dazu gemacht, in Selbstvergessenheit zu verfallen, selbst wenn ein Liebhaber im Spiele war. Und zugleich hatte sie die Gabe, unter gekentten Lidern hervor mehr zu sehen als andere, wenn sie die Augen umher warfen.

Von den Mienen und Blicken, mit welchen das fürstliche Paar nach der Ansprache der Gräfin an Georg seine leise Wechselrede begleitete, war ihr nichts entgangen. Sie sah, wie das Auge des Landgrafen in ihrer Nähe suchte, sie ausfonderte, wie er die Aufmerksamkeit der hohen Frau eben dahin richtete, und mit einem Male, unter stürmischen Herzklopfen, begriff Rosinden, was der Fürst vorhatte. Wir wissen ja, daß in Allem, was sie selber betraf, ihr Verstand eine besondere Schärfe besaß. Blitschnell reimte sie sich Alles in Gedanken zusammen. Der Landgraf wollte vor der ganzen Stadt dem Bürgermeister einen glänzenden Beweis seines Wohlwollens geben . . . Er hatte von der zwischen seinem und dem Hause Kälwetter geplanten Verbindung gehört, und nun dachte er die Familie Tiedemars, die ihre und damit zugleich die ganze Bürgerchaft zu ehren, indem er die zwei anscheinlichen Stadtkinder hier auf der Stelle zusammen gab, und das bürgerliche Familienfest dadurch, daß er es mit seinem Feste gewissermaßen vereinte, aufs glänzendste zu erhöhen.

So ungefähr ahnte, lebte, hoffte die schöne Rosine, und wir wissen, daß sie das Vorhaben des Landgrafen ganz richtig deutete. Nun stand sie pochenden Herzens und harrete der weitern Entwicklung der Dinge. Und diese ließ nicht lange auf sich warten.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüten.

Die Wittve des Märtyrers. (Mit Illustration S. 325.) Das allgemein Menschliche, das aus diesem Bilde spricht, fesselt uns zunächst an ihm: es ist das tiefe Leid der Wittve, deren Trauer verklärt erscheint durch das Bewußtsein, daß ihr Gatte seine Pflicht erfüllt hat und für Das gestorben ist, was auch für sie heilig ist. Sie steht unter der wunderbaren Macht einer der großen Ideen, in denen die Menschen aufgehen, für die sie dulden und ihre eigenen Schmerzen gering achten. Die Menschheit braucht diese großen Ideen, welche die Welt bewegen und hohe Tugenden erzeugen, ohne sie würde das Leben kaum des Lebens werth sein und die Herzen müßten wehrlos bleiben gegen die Schläge des Schicksals. Auch bei der Wittve auf unserm Bilde hat eine herrlich die Geister bezwingende Weltanschauung Wunder gewirkt. Die Verlassene murret nicht und klagt nicht über den bitteren Verlust, sondern preist den Gott, der dem Todten die Dornenkrone des Martyriums verliehen, und läßt das Kind das Zeichen fassen, um dessenwillen Trauer in ihr Herz Einzug gehalten.

Die Umgebung der Gruppe bezeichnet deutlich die Zeit, in welcher diese Scene spielt. Der Sarkophag in dem dunklen, von einer Ampel nur matt erleuchteten Gange verräth die Katakomben, jene unterirdische Todtenstadt der ersten Christen in Rom. Die halb lateinische halb griechische Inschrift deutet auf jene Epoche des Christenthums, während welcher die früher in der Kirche alleinherrschende griechische Sprache der lateinischen zu weichen begann, und der Bilderschmuck auf der unteren Tafel des Sarkophags sagt uns, daß zu derselben Zeit im Gegenlatz zu der heitern heidnischen die ernste christliche Kunst ihre Kräfte treiben ließ und in der Verherrlichung der Todten und dem Schmuck der Gräber ihre vornehmste Aufgabe fand. Die Palmzweige und der Märtyrerkranz endlich erinnern uns daran, daß die Zeit der Christenverfolgungen noch nicht aufgehört hat, daß in dem großen Circus, über diesen stillen Gräbern, vielleicht jetzt eben die Cäsaren und das Volk den auf wechelse Menschen losgelassenen Hyänen und Löwen jauchzenden Beifall spenden. — i.

Am Kellerssee bei Cutin. (Mit Illustration S. 333.) Holzstein ist so reich an herrlichen Buchenwäldern wie an lieblichen Seen. Freilich können diese letzteren mit der großartigen Schönheit der Seen in den Bergen nicht wetteifern; aber so anheimelnd, so friedlich licht und heiter, wie im östlichen Holzstein, findet man sie nirgends sonst. Weithin bekannt seiner prachtvollen Lage wegen ist der wald- und hügelumkränzte Weiße, nicht so eigenartig, aber doch auch herrlich schön der Diefsee und zwischen beiden der heitere Kellerssee.

Der Kellerssee liegt inmitten der reizvollsten Gegend des östlichen Holzstein, die während der Sommerzeit das Ziel zahlreicher Touristen bildet. Zwischen dem Weiße und dem Kellerssee findet man an den Ufern des letzteren das freundliche Dorf Siedel, am entgegengesetzten Ende des Sees das Kirchdorf Malente mit dem Godeberg, einem alten heidnischen Begräbnißplatz, auf welchem früher oft Aehrenträge und viele der Strengzeit angehörige Gegenstände gefunden wurden. An der lieblichen Schwentine, die unsern See mit dem benachbarten Diefsee verbindet, trifft man auf Ghrensmühlen, die am schönsten gelegene Ortschaft im ganzen östlichen Holzstein. Nicht fern liegt zwischen den Cutiner Seen die Geburtsstadt Karl Maria von Weber's, Cutin, ehemals Sitz des Fürstbischöflichen von Lübeck; zu der weiteren Umgebung gehört auch der Bungsberg, der höchste Punkt Ostholsteins, von dessen Spitze aus gegen dreißig Thürme umliegender Städte und Kirchorte zu übersehen sind.

Ein reizender Ausblick auf den See bietet sich vom Pringenzlohe aus, doch sind zahllose weitere Partien ebenso anziehend und manche Wald- und durchsicht wetteifert mit der vom Künstler unseres Bildes wiedergegebenen. Ein kleiner Dampfer erleichtert die Verbindung zwischen den umliegenden Ortschaften und bietet Gelegenheit, die hervorragendsten Uferpartien auch vom See aus an sich vorüberziehen zu lassen.

Die silbern schimmernden Stämme der Buchen erscheinen wie Säulen, hier und da blickt aus äppigem Grün ein Haus, die freundlichen Dörfer sind umgeben von reichen Saatsfeldern. Lachend blau wie der Himmel ist der See selbst und ohne Falsch wie die Menschen, die an seinen Ufern wohnen. Ein gemüthlicher Dichter hat von dem See und seiner Umgebung ein Stimmungsbild entworfen, das poetisch schön und wahr zugleich ist: Johann Heinrich Voss, dessen Grünau in „Luise“ kein anderer Ort ist, als das reizvolle Kirchdorf Malente, und dessen ansprechendstes Landschaftsbild in der gleichen Dichtung fast allein von der südwestlichen Gegend des Kellerssees entnommen ist. „Siehst du ein wenig still? Mir klopfet das Herz!“ läßt er Luise sagen. Und bald fährt er fort:

„Wie erfrischend
 Lieber den See die Kühlung heraufweht! Und wie die Gegend
 Ringsum lacht! Da hinab langstreckte, dunkel und hellgrün
 Wellende Korngelände; mit farbigen Blumen gesprengelt!
 O des Gewüßls, wie der Roggen mit grünlichem Dampfe dahertwog!
 Dort in fruchtbaren Bäumen das Dorf, so freundlich gelagert
 Um den geschlängelten Bach, und der Thurm mit blindevendem Seiger!
 Oben das Schloß hellweiß in Kastanien! Vorn auf der Wies' hin
 Röhliche Kuh; und der Storch, wie vertraut er dazwischen einherttritt!
 Dort die schimmernde Bläue des Sees um den waldigen Hügel!
 Dort Heuschöcker gereiht, dort Wädhende! Aber wir selbst hier,
 Rott Buchweizen umblüht, im Gefühms-eintragender Bienen!
 Schaut doch umher, ihr Kinder, und freuet euch!“ —

Inhalt: Die Frau mit den Karfunkelsteinen. Roman von G. Mariti (Schluß). S. 321. — Geheime Gafsfreundchaft. Illustration S. 321. — Eine Verlobung von Johannes Scherr. S. 324. — Der Kongo und die Gründung des Kongostaates. Bericht über das neue Reich von Herrn H. Schaller. S. 325. — Mit Karte des Kongostaates S. 329. — Unter der Eckenpforte. Von Sophie Langhans (Fortsetzung). S. 334. — Blätter und Blüten: Die Wittve des Märtyrers. S. 325. — Der Kellerssee bei Cutin. S. 336. — Mit Illustration S. 333. — Friedrich Christoph Dahlmann. — Neue Karten von Afrika. — Alexei Kurzwel: Bilder-Räthsel. — Auflösung des magischen Tafelaus „Der zerbrochene Spiegel“ in Nr. 18. — Auflösung des Scherz-Räthfels in Nr. 18. — Kleiner Briefkasten. S. 336.

Nur „oben das Schloß hellweiß in Kastanien“ ist vom Dichter angelegt, im Uebrigen aber sein Stimmungsbild eine farbenfrische Schilderung auch des Kellerssees von heute, der nichts von seinen Reizen eingebüßt hat und Naturfreunde heute noch ebenso durch seine Schönheit entzückt, wie zu des Dichters Zeiten.

Friedrich Christoph Dahlmann. Auf dem Friedhofe zu Bonn, wo neben Niebuhr die Schlegel, Büxten, Arndt ihre letzte Stätte gefunden, ruht auch Friedrich Christoph Dahlmann. Seit seinem Tode am 5. December 1860 ist bald ein Vierteljahrhundert verfloßen; der Tag seiner Geburt feiert am 13. Mai d. J. zum hundertsten Male seinen Jahrestag. Dahlmann war ein hervorragender Gelehrter, dessen Werke, wie z. B. seine meisterhafte „Quellenkunde der deutschen Geschichte“, noch heute von Bedeutung sind; nicht minder aber auch ein namhafter Politiker. In Göttingen gehörte er zu den belamnten Sieben, die gegen die Antike der Verfassung durch den König Ernst August energisch protestirten und in Folge dessen ohne Recht und Urtheil ihrer Aemter entsetzt wurden; und in der Nationalversammlung war er einer der Führer der Partei, welche den deutschen Bundesstaat mit preussischem Erbprinzipium gründen wollte. Die Zeit, leber erst die nach seinem Tode, hat gelehrt, mit welchem Scharfblick er das einzig Richtige erkannt, wenn auch damals noch alle Bemühungen und Hoffnungen scheiterten.

Eine eingehende Biographie Dahlmann's findet sich in den Nummern 11 und 12 des Jahrgangs 1861 der „Gartenlaube“.

Neue Karten von Afrika. Wir waren bis jetzt bemüht, unsere Leser über die Veränderungen der politischen Grenzgebiete in Afrika aus dem Laufenden zu erhalten. Unsere Karten können jedoch nicht vollständig keinen Anspruch auf Ausführlichkeit erheben, sie sind nur Orientirungsstücken, wie z. B. die in unserer heutigen Nummer auf S. 29 abgedruckte. Dem Verlangen vieler unserer Leser dürften wir entsprehen, wenn wir jetzt auf einige gute Karten von Afrika hinweisen, in denen die neuesten Veränderungen berücksichtigt sind.

Eine kleine, aber recht übersichtliche Karte von Afrika ist zunächst in dem letzten Hefte von „Petermann's Geographischen Mittheilungen“ erschienen. Vier vorzügliche Spezialkarten lieferte ferner in letzter Zeit das Geographische und nautische Institut von L. Friedrichsen in Hamburg. Dieselben sind im Auftrage des Auswärtigen Amtes bearbeitet und beziehen sich auf sämtliche deutsche Besitzungen in Afrika, sowie auf das centralafrikanische Freihandelsgebiet. Eine sehr interessante Vollsicht von Spezialkarten sämtlicher deutscher Kolonialgebiete erscheint endlich im Verlage von Justus Perthes in Gotha; in diesen Karten werden namentlich unsere Handelsbeziehungen, Faktoreien zc. berücksichtigt.

Allen Lesern, die sich für das neue Afrika besonders interessieren, können wir die oben genannten Karten mit gutem Gewissen empfehlen. — 2.

Allelei Kurzwel.

Bilder-Räthsel.



Auflösung des magischen Tafelaus „Der zerbrochene Spiegel“ in Nr. 18: Bezeichnet man die den Scherzreihen und Einrückungen gegenüberstehenden Buchstaben von dem mit einem Punkt markirten G angefangen, zu Worten, so erhält man den Satz: „Stilb und Glas, wie bald bricht das.“ — S. 336.

Auflösung des Scherz-Räthfels in Nr. 18: Die Freispieler trifft den Fall, der zunächst sich kühnende Schlinge das Auge, die zweite Schlinge die Nase und die dritte die Stirn. Die Anfangsbuchstaben der genannten Gesichtstheile geben den Namen: „Fuss.“

Kleiner Briefkasten.

Johannisbeerwein. Heinrich Schuler giebt in seinem trefflichen von uns bereits empfohlenen Werke „Die Gährung der Obst-Berweirung und des Wein-Rausch“ folgende Rezept: „Ein sehr starkes Getränk erhält man, wenn man dem ausgereiften Saft der Johannisbeeren die doppelte Menge Wasser zusetzt und dann zwei Ghelbst, sehr zerrieben, zwei Tage läßt man den Saft gären, läßt ihn dann durch ein Saarsieb, rührt ihn mit einem Pfund Zucker bei und läßt die Vergärung erfolgen. Wenn dieselbe beendet ist, wird Frankreichwein, dessen Menge den vierzehnten Theil des Weines beträgt, in das Faß gebracht, das man zwei Tage nachher fest verschließt. In vier Wochen ist der Wein reif.“
 R. U. in Hamburg, Nr. 8. in Str. Nicht geeignet.